

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Erzählungen]

Des Veters Wunsch zum neuen Jahre.



ott zum Gruß! ihr liebe Leser!
Auch in diesem neuen Jahr
Bringe ich aus treuem Herzen
Euch viel tausend Wünsche dar.

Was das alte Jahr uns brachte
Wohl an Kummer, bittrem Leid,
Wollen wir versinken lassen
In das Meer der Ewigkeit.

Neuer Mut soll uns beleben,
Neu erstarren unser Herz,
Um auch dies Jahr zu ertragen,
Was es bringt an Freud und Schmerz.

Bauen wir nur auf den Einen,
Der das Leben uns geschenkt,
Der voll Weisheit, Vatergüte
Unsres Lebens Schritte lenkt!

Großer Mut und Gottesglaube
War von jeher deutsches Gut,
Und die liebe, traute Heimat
Stand dabei in sicherer Hut.

Darum Mut, ihr lieben Freunde!
Möge das Jahr voll Glück nur sein,
Wünscht aus gutem, treuem Herzen
Euch der Vetter von dem Rhein.

Auf dem Einödhofe.

Quartier-Erinnerungen. Nachgezählt von Ludwig Duxer.

1. Kapitel. Kottkappchen.

Der „schwäbische Feldzug“ 1890 war beendet und die Batterie befand sich auf dem Rückmarsche in die Garnison München. Es war ein herrlicher Septembertag, als wir gegen Mittag ins Quartier, ein freundliches, halb im Thale, halb auf einer Anhöhe gelegenes Dorf, gelangten.

Ich hatte den Quartiermacher gebeten, mein „Geschütz“, wenn möglich, auf dem zum Dorfe gehörigen Einödhof B. einzuquartieren, zu dessen Besitzer ich verwandt war.

„Mei' Biaba“, sagte der quartiermachende Sergeant, ein gutmüthiger Oberbayer, als er mir den Quartierzettel einhändigte, „wann i' dies g'wußt hätt', du wärst mir net auf'n Einödhof kimma! Da hätt' i' 'nen andern kennt! Da wirst d' schaug'n, Du Glücksmensch!“

Gleich darauf zerstreute sich die Batterie, um die Quartiere zu beziehen, und auch ich verließ mit den Fahrern und Bedienungskanonieren meines Geschützes den Geschützpark.

Für mich waren die letzten Tage um so interessanter gewesen, als sich die Manöver größtentheils auf heimatlichem Boden abgepielt hatten, den ich seit meinen Knabenjahren nicht mehr betreten.

Vor etwa zwölf Jahren ging ich mit meiner

Mutter denselben Weg, um die Verwandten auf dem Einödhof zu besuchen, und als ich nun, meinen Leuten voran, im Schritte dahin ritt, traten die traumhaft verschwommenen Bilder jenes Tages wieder lebhafter vor meinen Geist.

Von der kahlen Höhe aus ließ ich meinen Blick in die Runde schweifen: In der Thalebene hoben sich zahlreiche, aus grünen Obstbäumen herauslugende Dörfer und Gehöfte sauber und klar von dem herbftlichen Wiesenteppich ab, und die waldigen Wellenlinien der Boralpen leuchteten in den lieblichen Farbentönen des Späthommers. In bläulicher Ferne lag die lange Kette der Allgäuerberge, deren östliche Ausläufer sich vor der mächtig vorspringenden Zugspitze zu verbeugen schienen, während die ferner liegenden Kuppen des bayerischen Hochgebirges sich nur mehr in schwachen Linien vom blauen Aether abzeichneten.

Wer hat nicht schon das unennbare Gefühl empfunden, das den Menschen beschleicht, wenn er nach Jahren wieder eine Stelle betritt, auf der er als Kind gespielt, oder die ihn an ein geliebtes Wesen erinnert? Wie Sehnsucht nach etwas unwiederbringlich Verlorenem überkommt es uns. Die Stelle ist vielleicht genau so, wie einstmals, aber wie sehr hat sich der verändert, der sie nun wieder begrüßt? Was ist dem Herzen

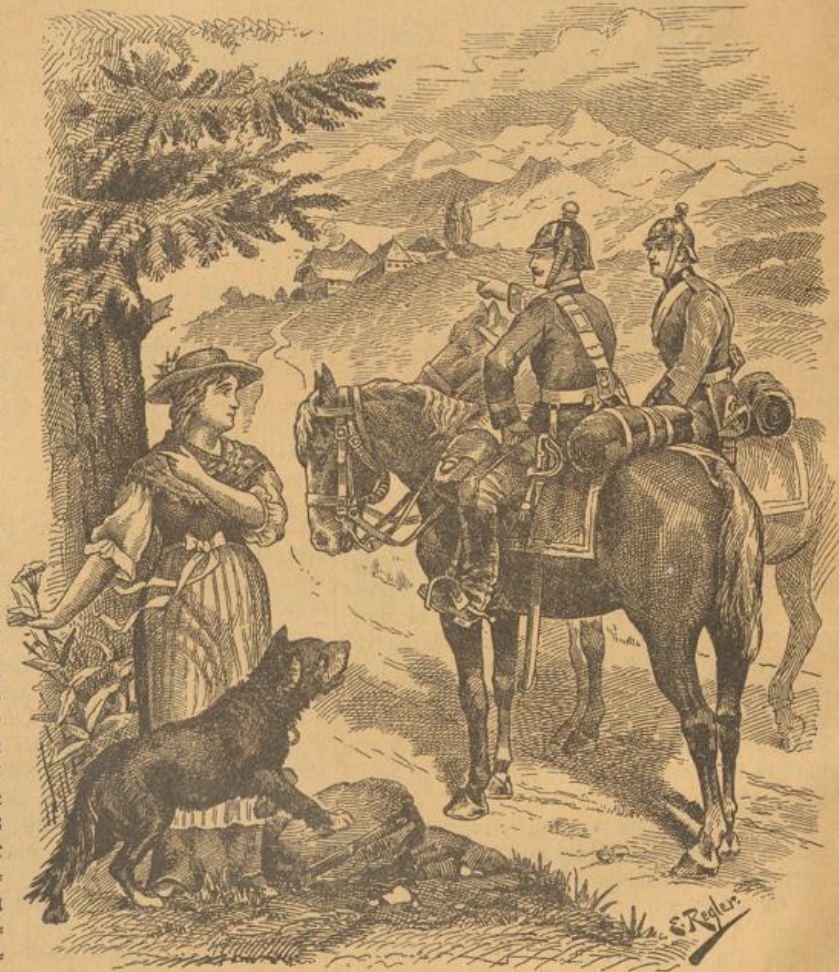
alles fremd geworden, was es damals entzückte? Wohin ist die glühende, reine Begeisterung, wohin die Luftschlösser, die Illusionen von damals? Ein vielgeschäftiger, vielgeträumter Traum ist vorüber. Wohl dem, der in solchen Augenblicken einigermaßen zufrieden auf die vollendete Strecke zurückblicken kann, der nicht weinend hinsinken und ausrufen möchte:
O kämen sie wieder, die ewig verlorenen Jahre, — es sollte anders werden! —

Auch aus dem Hause meines Vaters zogen nun einige Einzelheiten in der Erinnerung herauf: als ich mit meiner Mutter damals den Hofraum des Bauerngutes betrat, hangte mir vor einem großen Wolfshunde, der uns knurrend empfing. An seiner Seite stand ein auffallend schönes Kind von etwa fünf Jahren, mit einem Körbchen im Arme, das uns neugierig betrachtete. Die großen, blauen Augen und das lockige Flachshaar des Mädchens fesselte mich umso mehr, als ich das Bild vor mir in überraschender Ähnlichkeit in meinem Märchenbuche hatte: Rotkäppchen im Walde neben dem bösen

Wolfe! „Mutter — das Rotkäppchen!“ rief ich. — Dann erinnerte ich mich eines alten, schneeweißen Mannes auf dem Hofe, der mich lächelnd in die Wangen kniff. Er trug eine Zipseltappe, kurze, schwarze Zoppe, rote Weste mit hohen silbernen Knöpfen, die ich für Fingerhüte hielt, eine kurze Lederhose und blaue Strümpfe. Ferner stand vor meiner Phantasie eine rotbackige Frau,

die lächelnd zu meiner Mutter sagte, daß das Mariele — so hieß das kleine Mädchen — und ich einmal ein hübsches Pärchen geben könnten.

„Seid Ihr dia Soldate, dia zu eus kommen?“ Eine wohlklingende Stimme war es, die meinen Gedankengang angenehm störte. Da, wo die Straße sich teilt und gabelförmig in den Forst



Geh's rechts oder links?

führt, stand unter einer mächtigen Tanne ein Mädchen, bei deren Anblick mir das Herz höher schlug. In den ersten Momenten bannten meinen Blick nur die Augen der Schönen — Augen, wie ich sie bis dahin nicht gesehen hatte. Die tiefblauen, von langen, schwarzen Wimpern beschatteten Sterne strahlten einen Glanz aus, der erwärmend in das Herz drang. Die unter dem einfachen, weißen

Strohhut hervorquellenden natürlichen Wellenlinien der üppigen, goldblonden Haare umrahmten ein feingezzeichnetes Gesicht, und das blaue, ländlich geschnittene Kleid umschloß einen tadellos geformten Körper.

Dem Mädchen zur Seite stand ein gewaltiger Wolfshund, die klugen Augen fragend auf uns gerichtet.

„Wir sind auf den Einödhof B. einquartiert, schönes — Rottkäppchen!“ gab ich zur Antwort. „Geht's rechts oder links?“

„Hott oder wüschtt söt ma' im Schwaubeland, Herr Unteroffizier!“ verbesserte mich der Kanonier Siel, ein himmellanger Mensch, der seitwärts hinter mir ritt. Ich warf ihm dafür einen verweisenden Blick zu.

„Thuat nur miar nach reite, i' g'hör zum Einödhof; wiar hend nimme weit. Wia kommt's denn, daß Ihr mein Schpizname wißt?“

Meine Ahnung hatte mich also nicht getäuscht.

„Ihren Spiznamen?“ fragte ich mit geheuchelter Verwunderung. „Wie könnte ich mir denn so etwas getrauen?“

„No — Ihr hend doch Rottkäppchen zu miar g'söt, und so heißen's mi' dahaim meiner Lebtag scho!“

„Ah — nun, das ist ein gelungener Zufall!“ rief ich.

„Soviel ma' miar g'söt hat“, plauderte das herzige Mädchen weiter, „ischt voar viele Jahr — i' muaf no' a' ganz klei's Müdele g'wöfe sei — die Marie-Bäs (Base) auf B'suach dau g'wöfe, und dia hat a' Büable bei si' g'höt, dö's hat mi' so g'heißt. Dies hat meine Leut dahaim g'falle, und — dear Name ischt miar bliebe.“

Mit freudiger Ueberraschung hatte ich den Worten des Mädchens gelauscht.

„Und der Bua“, sagte ich, „der Sie 's erste mal so g'heißt hat, bin i'! Mariele — Bäsle . . . grüß Gott!“

Aus den schönen Augen des Mädchens leuchtete bei meiner etwas sonderbaren Vorstellung helle, kindliche Freude. Herzlich erwiderte sie meinen Händedruck, und ich hätte das kleine, von der Arbeit etwas rauh gewordene Händchen am liebsten nicht mehr losgelassen.

„Jez dö's ischt a' mal nett!“ sagte sie. „I' bin im Dorf g'wöfe und han a' Fäße Bier b'schellt für d'Soldate, und wia i' hinter mir han reite höre, bin i' schtande bliebe, damit Ihr koin falsche Weag ei'schlaget. Der Weagweiser ischt beim A'schtreiche. Wia ma doch z'sömmne komme ta! Dö's wird de' Vater freue!“

Wir waren inzwischen in eine waldumschlossene

Thalsole gelangt — eine weltabgeschlossene, von Herbstzeitlosen besäete Wiese. Am jenseitigen Waldbahng lag der Einödhof, ein stattlicher Bauernhof mit den zugehörigen Wirtschaftsgebäuden. Einen der grünen Fensterladen hatte der Quartiermacher mit der Kreideinschrift versehen: „Unteroffizier N., 8 Mann, 7 Pferde“.

Mein Vetter stand im Hofe und kam uns nun entgegen.

Nachdem die bei einem Wiedersehen üblichen Fragen und Antworten erledigt waren, überwachte ich pflichtgemäß die Fütterung und Reinigung der Pferde, und dann ging ich mit meinen Leuten zum Mittagessen. Später mußte ich mit denselben an den Geschützpark, zum Abendappell, und als ich von dort zurückkam, war es Abend geworden.

Mein schönes Bäschen hatte ich im Verlaufe des Nachmittags nicht unter die Augen bekommen. Ich war eben allein in der großen Bauernstube und unterzog die primitiven Heiligen- und Schlachtenbilder an den Wänden einer Musterrung, als mein Vetter in die Stube trat. Derselbe machte mich mit seinen Familienverhältnissen bekannt. Daß seine Frau gestorben war, wußte ich. An deren Stelle führte die Marie das weibliche Regiment des Hauses. Wie zur Familie gehörig, zählte ein alter, im Hause grau gewordener Knecht, Namens Hans.

Ich erkundigte mich nun nach dem alten, weißhaarigen Manne, den ich vor zwölf Jahren im Hause gesehen hatte.

„Dö's wird bald zöhn Jahr, daß 'r g'schorbe ischt. 's ischt mei' guater Vater g'wöfe“, antwortete mein Vetter. Dann ging er gedankenvoll ein paarmal die Stube auf und ab, blieb dann plötzlich vor mir stehen und sagte in geheimnisvollem Tone:

„Was mein Vater anbelangt, will i' Zhne a' kuiriose G'schicht verzöhle. Bis heint weiß außerm alte Hans und der Marie koi' Mensch dervo“.

Das anvertraute Geheimnis enthielt im wesentlichen folgendes:

Als der Vater meines Veters starb, hatte die nun ebenfalls heimgegangene Frau des letzteren den unklugen Gedanken, dem Verstorbenen, einem öfters geäußerten scherzhaften Wunsche desselben entsprechend, seine Tabakspfeife mit ins Grab zu geben. Sie legte die Pfeife, bevor der Sarg am Begräbnistage zugenagelt wurde, an die Seite des Toten.

„Was dear Schritt“, schloß mein Vetter, „für furchtbare Folge g'höt hat, dö's will i' Zhne später verzöhle; voarerscht sag' i' bloas soviel:

so lang aus dear Pfeife 'it g'raucht weat, kommt toi rechts Glück ins Haus. Dia Pfeife ischt und bleibt 's Hauskreuz!"

Meine Neugierde war auf das Höchste gespannt. Ich konnte mir zwar nicht zusammenreimen, wie die ins Grab mitgegebene Pfeife nun wieder im Hause sein konnte, ich hatte nur den Wunsch, das merkwürdige Exemplar zu sehen, deren Geschichte zu hören und den Aberglauben meines Veters zu kurieren.

Als ich den Vetter bat, mir die Tabakspfeife zu zeigen, wandte er sich der Thüre zu und lud mich mit einer Bewegung des Kopfes ein, ihm zu folgen.

2. Kapitel. Eine unheimliche Tabakspfeife.

Offenbar war es meinem Vetter nicht recht geheuer, in der Abenddämmerung allein auf den Dachboden zu gehen, auf welchem das „Hauskreuz“ verwahrt lag. Im Hausflur war es bereits ziemlich dunkel geworden. Nur am Ende desselben flackerte an der Wand ein rötlicher Schein, der, vom Herde ausgehend, durch die geöffnete Küchentüre drang.

„Marie, bring a' Liacht!“ rief der Vetter.

Ich machte dienstfertig den Vorschlag, das Licht zu holen und eilte nach der Küche.

Das Notkämpchen schloß eben eine Laterne und kam mir mit derselben entgegen. Das Mädchen stellte die Laterne auf den Herd, erfaßte meine beiden Hände und rief mit erregter Stimme:

„Um Gottswille . . . thun's döös 'it! Rauchen's 'it aus dear Pfeif' . . . i' Schtürb voar Angscht!“

„O Sie ung'schickts Mädle“, sagte ich, und ein wonniges Gefühl durchströmte mich, „wer wird denn so abergläubisch sein! Was kann denn eine Tabakspfeife —“

„Ja — was ischt denn mit'm Liacht!“ unterbrach mich die Stimme des Veters von der Stiege her.

Nach drückte ich des Mädchens Hand und eilte dann mit der Laterne zur Stiege.

Wir waren auf dem Dachboden angelangt. Mein Vetter öffnete eine alte Truhe, warf mehrere abgehauste Gegenstände auf die Seite oder heraus, und endlich entdeckte ich in einer Ecke eine Tabakspfeife. Ich warf einen fragenden Blick auf den Alten, und dieser nickte stumm und ernst mit dem Kopfe.

Die Pfeife war eines jener hölzernen Exemplare, wie man sie heute noch häufig sieht. Die Schnitzerei — Oberammergauer Arbeit — ließ auf guten Geschmack des einstigen Besitzers schließen. Der silberne, rauchgeschwärzte und

in zierlichen Figuren durchbrochene Deckel war etwas beschädigt, und die Pfeifen Spitze, auch kurzweg „Biß“ genannt, ziemlich abgenützt.

Mein Vetter betrachtete mich etwas verblüfft, als ich ganz sorglos die Pfeife untersuchte, dann warf er kopfschüttelnd die auf dem Boden liegenden Gegenstände wieder in die Kiste und verschloß dieselbe. Hierauf ging er, mit der Laterne voran, die Treppe hinunter.

Unten angekommen begann ich, während mein Vetter seinen Geschäften nachging, mit einer gründlichen Reinigung der Pfeife, und nachdem ich deren Spitze entfernt und durch die von meiner Pfeife ersetzt hatte, blies ich bald darauf die ersten Rauchwolken mit Behaglichkeit und voller Gemütsruhe durch das offene Stubensfenster in den friedlichen, schönen Herbstabend hinaus.

Ein liebliches, stimmungsvolles Bild lag vor meinen Augen: der unweit des Hauses auf einem mäßigen Höhenrücken sich hinziehende Wald war bereits tief schwarz, nur die Tannenspitzen ragten noch scharf in die erblaffende Abendröthe hinein. Vor der Siebelfront des Hauses floß ein munteres Bächlein durch dunkles Weidengebüsch, und der auf der walbigen Höhe stehende Römerturm wurde von dem eben aufgehenden Monde so scharf beleuchtet, daß jede Linie seines altersgrauen Hauptes deutlich hervortrat. Von dem nahegelegenen Dorfe drang das Gebetläuten in das stille Thal herein.

Ich war in einer gehobenen, fast andächtigen Stimmung. Vorher nie empfundene, unendlich süße Gefühle bewegten mein Inneres. In den kräuselnden Tabakswölkchen erschien ein liebliches Mädchenanlitz, das wieder langsam zerfloß, um in dem dunkeln Weidengebüsch am Bächlein wieder aufzutauhen. Die leise flüsternden Wellen erzählten mir von einem Paradiese, von Liebesglück und Rosen, und der Vollmond, der nun glänzend über den Waldwipfeln hing, führte meinen Geist hinweg in die unermesslichen Regionen des Weltalls. Das Alltagsleben mit seinen Kleinlichen Sorgen, seinem hastigen Drängen und Jagen war mir entrückt. Die erhabene, stille Sprache des nächtlichen Himmels und der ruhenden Erde drang deutlicher, als je zuvor, an mein Herz: das alles hat ein allmächtiger, unsaßbarer Geist — ein liebender Vater für seine Kinder erschaffen! Und dieser Vater beglückt jedes seiner Kinder, das sich über den Schlamm der Erde emporzuheben vermag. Unglücklich derjenige, der die gewaltige, eindringliche Sprache der herrlichen Schöpfung nicht versteht! — Ein nicht saßbares, hohes und süßes Glück las ich in dem

stillen Walten der Natur. — — Sag wirklich ein Zauber in dieser Pfeife?

Eine eben eintretende Magd, die den Tisch zu decken kam, störte meine schwärmerischen Gedanken. Nachdem sich dieselbe entfernt hatte, kam ein Knecht in die Stube — der alte Hans. Mit einem freundlichen „Grüß Gott“ reichte mir derselbe die Hand. Aber auf einmal veränderten sich dessen Gesichtszüge ganz auffällig: alles Blut war aus seinem Gesichte gewichen und mit entsetzten Augen starrte er auf die Pfeife in meiner Hand.

„Herr“, sagte er, nachdem er sich von seinem Schrecken etwas erholt hatte, „um koin Preis der Welt thät i' 'en Zug aus dear Pfeife! Wenn Ihr wüßtet, was i' weiß — Ihr liebet's au' bleibe!“

Bald saßen wir alle beim Abendessen. Ich nahm deutlich wahr, daß eine etwas gepresste Stimmung vorherrschte. Nach Tisch entfernten sich die Diensthofen, mit Ausnahme des alten Hans, und als wir nun beim Krüge um den großen eichenen Tisch saßen, versuchte ich mit fröhlichen Liedern und heiteren Anekdoten den anspruchslosen Leuten den Abend zu würzen. Das Unbehagen, das der Anblick der Pfeife

bei den dreien hervorgerufen hatte, begann auch nach und nach zu schwinden — selbst als ich dieselbe wieder frisch gestopft und angezündet hatte —, und als ich den Vetter bat, die Geschichte derselben zu erzählen, erklärte er sich bereit dazu.

Wenn auch viele meiner lieben Leserinnen und Leser jenes Dialektes kundig sind, mit dem mein Vetter alt wurde, möchte ich doch dem Forschergeiste des weniger Kundigen keine zu großen Zumutungen machen, und gestatte ich mir deshalb, die merkwürdige Erzählung in leichtes deutsch zu übertragen.

Mein Vetter hat eine eigene Art in der Wiedergabe von Erlebtem. Seine Phantasie schweift über das wirkliche Leben hinaus — er sieht und empfindet mehr, als ein gewöhnliches Menschenkind, und es wird mir schwer werden, seine Erzählung so wiederzugeben, wie ich sie hörte. Allein ich will's versuchen.

„Im nächsten Monat“, begann er, „werden es zehn Jahre, daß mein Vater starb. Er war so ein halber Gelehrter, wie der Herr Pfarrer sagte, und saß halbe Nächte, die Hornbrille auf der Nase, vor einem Buche. Er wußte von jeder

Blume und Pflanze den lateinischen Namen und kannte alle Heilkräuter. Dann wußte er die Namen der Sterne am Himmel und daß so und so viele millionenmal größer wären als unsere Erde — lauter Sachen, die nur gelehrte Leute wissen und glauben. Und bei all seiner Wissenschaft war er wie ein Kind und unterhielt sich am liebsten mit Kindern. Ihr müßt aber wohl wissen — er war trotzdem ein Bauer, und das ein richtiger!

Eines morgens fanden wir ihn tot im Lehnstuhl vor seinem Bette. Seine Gesichtszüge waren sanft und friedlich, und die Pfeife hielt er fest in der herabhängenden steifen

Hand. Darin sah nun mein Weib gleichsam eine Mahnung an seinen oft geäußerten Wunsch: „Wenn i' a' maul schtürb, so laßt miar wenigstens mei' liebe Pfeife!“ — Er hatte dies natürlich im Scherz gemeint, aber mein Weib nahm es nun ernst, und — wie ich schon sagte — bevor der Sarg zugenagelt wurde, legte sie die Tabakspfeife an die Seite des Toten.

Etwa vier Wochen nach dem Begräbnistage war es, da stieß mein Weib nachts einen lauten Schrei aus. Dieselbe war seit einiger Zeit sehr nervenschwach und aufgereggt und es mag, wie mir ein Doktor später sagte, vielleicht ein Traum-



Um koin Preis der Welt thät i' 'en Zug aus dear Pfeife!

bild oder dergleichen gewesen sein — vielleicht auch nicht. Nun gut — als ich erschrocken an ihr Bett eilte, zitterte sie am ganzen Leibe und war totenblaß. Sie bat mich, Licht zu machen und nicht mehr von ihrer Seite zu weichen. Dann erzählte sie, sie wäre durch ein Geräusch aufgewacht, und gleich darauf habe sie die wohlbekanntesten Tritte des Vaters die Stiege heraufgehen hören, dann habe sich die Thüre geöffnet und der Vater wäre hereingekommen, genau so, wie er in der Bahre lag. Den Blick habe er starr auf sie gerichtet. Das Herz, sagte sie, wäre ihr still gestanden und wie im Starrkrampfe sei sie dagelegen. Schließlich habe der Vater die Hand erhoben und ihr die Tabakpfeife entgegengehalten, und dann sei er vor ihren Augen verschwunden. Endlich habe sie schreien können.

Von dieser Nacht an quälte sie sich fortwährend mit Vorwürfen. Sie konnte die Erscheinung nicht vergessen, und bald drängte sie mich in einemfort, ich solle zusehen, daß die Pfeife wieder aus dem Grabe komme, sonst fände des Vaters Seele keine Ruhe, und sie müßte vor Angst und Kummer noch wahnsinnig werden.

Ja, was war da zu machen? Jedermann hätte mich ausgelacht, wenn ich die Sache erzählt oder um Rat gefragt hätte. Sollte ich die obrigkeitliche Genehmigung zum Oeffnen des Grabes nachsuchen? Wer hätte mir das mit meiner Begründung bewilligt?

Ich zog den Hans zu Rate, und der meinte, ich solle mit dem alten Schäferbalthes sprechen, der wußte in derartigen Sachen Bescheid. Noch an demselben Tage suchte ich diesen auf. Nachdem ich mein Anliegen vorgebracht hatte, grübelte er lange für sich hin. Endlich sagte er:

„Die Pfeife muas 'raus aus'm Grab — sonst kommt Dei' Vater no' öfter! Bo ar Mitternacht aber soll ma' die Verschorbene 'it schtöre, drum fange miar mit'm Ausgrabe nach zwölfe a'. Z' gang selber mit.“

Der Gedanke, zu mitternächtiger Stunde auf den Friedhof zu gehen und dort das Grab des Vaters zu öffnen, machte mich schauern. Anfangs wollte ich auf den Vorschlag unter keinen Umständen eingehen; als ich aber an mein armes, geängstigtes Weib dachte, stimmte ich zu.

Die grausige Arbeit sollte bereits die kommende Nacht ausgeführt werden. Nachts elf Uhr stand ich leise auf und weckte den Hans. Bald waren wir marschfertig und mit Hacken und Schaufeln ausgerüstet, und als wir aus dem Hause traten, wartete der Schäferbalthes bereits auf uns. Schweigend schritten wir dem Friedhofe zu.“

Der Erzähler brach hier ab und starrte wie geistesabwesend vor sich hin. Jedenfalls fiel es ihm schwer, die nun folgenden Begebenheiten wiederzugeben. Endlich griff er nach dem Krüge, that einen tüchtigen Zug und fuhr dann fort:

„Es war anfangs November und eine wüste, stockfinstere Nacht. Den ganzen Tag über war ein kalter Sprühregen gefallen, zu dem sich nachts ein heftiger Sturm gesellte.“

Als wir den holperigen, von Baumwurzeln durchschnittenen Waldpfad dahinschritten, war es, als ob die wilde Jagd über unsere Köpfe dahinsausse. Das war ein Pfeifen, Heulen und Aechzen über und um uns, als ob uns der Himmel von unserem Vorhaben abschrecken wollte. Der Sturm peitschte uns den mit feinen Eiskörnern vermischten Regen ins Gesicht — es war so grauenhaft in der Natur, wie die That, zu der wir schritten.

Oftmals lag der Vorschlag auf meinen Lippen, wieder umzukehren, allein der Schäfer ging so mutig vorwärts, daß ich mich im nächsten Augenblicke wieder schämte, den Furchtsamen zu spielen. Und dann war doch die Ueberzeugung in mir, daß es sein mußte.

Nach fast einer Stunde gelangten wir an den auf einer Anhöhe liegenden Friedhof.

Wart Ihr schon nachts auf einem Friedhof, Vetter? Auf so einem einsam gelegenen, ländlichen Friedhof? Ein unheimliches, beklemmendes Gefühl beschlich mich, als ich an den ersten Grabsteinen und Totenkreuzen vorbeisritt, die in dichte Finsternis gehüllt umherstanden, nur momentan von der vorübereschwankenden Laterne beleuchtet. ‚Heinrich Müller‘ — stand hier in Goldbuchstaben . . . manchen Spaziergang hatten wir zusammen gemacht, manchen Krug hoffnungsfreudig geleert. — Wie lebhaft stand er vor mir, der frische Bursche . . . ehrengedachte Jungfrau Therese Schneider‘ — — Ich sah die bunten Bänder ihrer goldenen Ringelhaube flattern; als sie Sonntag aus der Kirche ging — da vorbei, wo ihr Grabstein steht! — — Die Therese! Das saubere Mädchen! Welch bralles, lustiges Kind war sie in der Spinnstube, wenn die Räder schnurrten; wie klang ihr Lachen silberrein! Wie stink und leicht flog sie dahin auf dem Tanzboden! Die Geigen klangen und die Klarinette des Franzel tönte lustig in den Saal . . . sein schwarzes Grabkreuz steht der Therese gegenüber — — ‚Maria‘ — . . . armes, gutes Kind — da liegt du! Wie jauchzte mein Herz, als der erste Laut von deinen Lippen klang . . . wie krampfhaft umklammerten die zarten Fingerchen meine Hand, als dich der

unerbittliche Tod erfaßte . . . verzeihe mir, süßer Engel, wenn ich deine Ruhe störe — — schlafe, schlafe! . . . „Josef B. . . .“ — mein Vater! Heiliger Gott! — Ringsum Grabsteine, Kreuze — Kinder, Erwachsene — lauter Bekannte, die da unten schlafen! — Durch den Friedhof pfiß und klagte der Wind — man mochte wännen,

als der Balthes das Kreuz aus dem Grabe zog, das vorerst den Grabstein ersetzte, und den ersten Pickelhieb auf die Erdscholle machte. Als ich jedoch das Arbeiten begann, wurde mir etwas leichter. Wir arbeiteten so emsig, daß wir schon nach etwas mehr als einer halben Stunde den

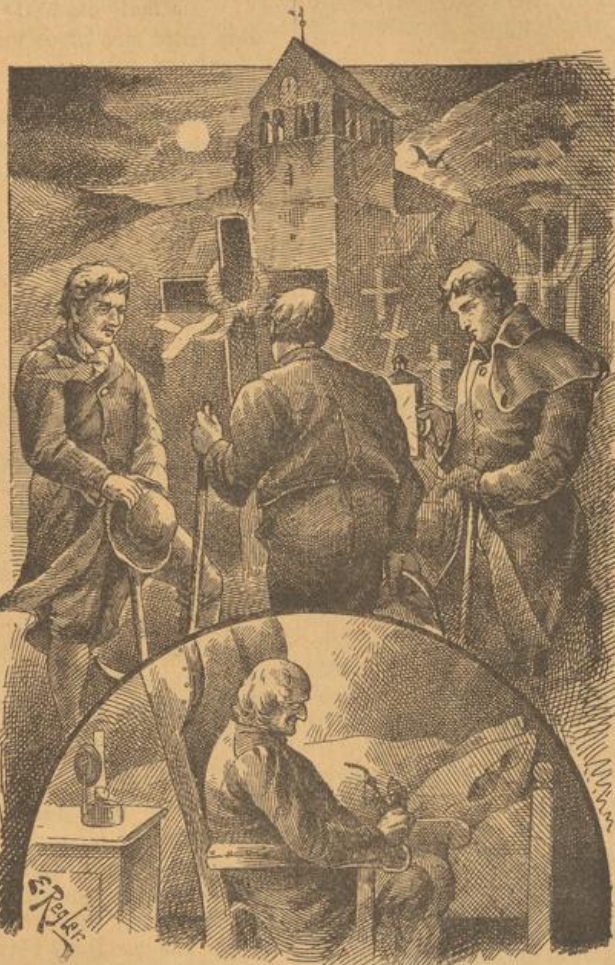
hohlen Ton des Sarges vernahmen, dessen Deckel bald darauf bloßgelegt war.

Da befahl mich auf einmal eine namenlose Angst: Wenn sich der Sargdeckel heben wird . . . die gefalteten, starren Hände mit dem schwarzen Sterbekreuzchen — die weißen Haare — die blassen, friedlichen Gesichtszüge — — wenn er die Augen aufschlüge! — Halb wahnsinnig vor Entsetzen schwang ich mich aus der Grube, als der Schäferbalthes ein Stemm-eisen hervorzog und dann die Fuge des Deckels suchte.

Hans stand bereits oben und reichte mir die Hand. Ich wandte mich schaudernd vom Grabe weg und bedeckte die Augen, als ich unten das unheimliche Kreischen der Sargnägel und das hohle Geräusch des

auffspringenden Deckels hörte. Einige Augenblicke war es peinlich still unten; endlich folgten mehrere dumpfe Schläge auf den Sarg, und . . . ein Gegenstand fiel vor meine Füße — — des Vaters Tabakspfeife!“

Mein Better schwieg, übermannt von der graufigen Erinnerung. Das neben mir sitzende Notlappchen schmiegte sich gruseln an mich, während



Den Hut in der Hand und ein stilles Gebet verrichtend, umstanden wir die Grabstätte.

es sei der Jammer einer irrenden Seele! Er rüttelte an den hohen Kirchenfenstern, durch die ein rötlicher Schimmer drang — das ewige Licht. — Vielleicht waren sie jetzt alle in der Kirche versammelt, die stillen Schläfer da unten — eine düstere, schweigende Schar — und wenn es zwölf schlägt, kommen sie heraus in langem Zuge . . . voran die Kinder, weiß gekleidet, mit schneeweißen Gesichtchen, die Augen gesenkt; dann die Erwachsenen, in schwarze Tücher gehüllt und die weißen, knochigen Hände über die Brust gefaltet — mitten unter ihnen der König ihres Reiches — die Spitze als Scepter führend. — Wenn der Sturm dann und wann etwas anhält, so hörte ich vom Turme herunter das mächtige, eintönige Ticken des Perpendikels.

Den Hut in der Hand und ein stilles Gebet im Schauderfrost verrichtend, umstanden wir die Grabstätte meines seligen Vaters. Vor zwölf Uhr durften wir nach der Weisung des Schäfers nicht beginnen. Endlich löste sich mit dumpfem Schläge das Fallgewicht der Turmuhr: ein paar Momente rasselte es — dann ertönten zwölf feier-

der alte Hans starr vor sich hinblickte und mit dem Kopfe nickte.

Die Pfeife war mir längst ausgegangen und ich legte sie nun mit einer gewissen Scheu auf den Tisch. Der Gedanke, daß dieselbe wochenlang im Grabe gelegen hatte und mit solchen Opfern demselben wieder entrisen wurde, flößte mir teils Gruseln ein, teils hatte ich ein Gefühl, als ob ich eine unzarte Handlung begangen hätte.

Nach einer Weile fuhr mein Vetter fort:

„Ja, da standen wir nun, Hans und ich, und keiner wollte die Pfeife anrühren. Der Balthes bot die Hand zum Grabe heraus, und der Hans half ihm beim Heraussteigen. Als er oben war, nahm er die auf dem Boden liegende Pfeife zu sich, und dann begannen wir mit dem Einfüllen des Grabes. Nach kurzer Zeit wölbte sich wieder ein Hügel über demselben.“

Als wir uns vom Grabe wandten, um den Heimweg anzutreten, erstarrte ich fast vor Schreck: vom Eingange des Friedhofes her bewegte sich ein Licht. Der Schäfer faßte sich am schnellsten: er bückte sich rasch, und im nächsten Augenblicke erlosch das Licht in unserer Laterne. Dann rief er uns leise und hastig zu, wir sollen uns hinter einen Grabstein verstecken, oder flach auf die Erde legen. Mechanisch folgten wir; ich kauerte hinter einem Grabsteine; in meiner Brust hämmerte es.

Das Licht kam geradewegs auf uns zu. Bald schien es meinen Augen riesig groß, bald wieder kleiner — und schwankend kam es näher und näher. Der Schweiß floß wie ein Wasserfluß unter meinem Hute hervor, und dabei durchrieselten mich kalte Schauer. Ich erfaßte den Arm des Hans und hielt ihn krampfhaft fest.

Nun kam das Licht heran und — schwankte langsam vorbei. Jetzt erst wahrte ich, daß ein in einen langen Mantel gehüllter Mann dasselbe trug. Die Tritte desselben hatten wir auf dem weichen Boden und infolge des Sturmes nicht gehört. Es war der Nachtwächter! Wahrscheinlich hatte dieser unser Licht bemerkt — ich habe später nie darüber sprechen hören — und war unerschrocken genug, der Ursache desselben nachzuforschen.

Als wir uns erhoben und dann den Friedhof verließen, schlug es eben ein Uhr. — Die fürchtbarste Stunde meines Lebens lag hinter mir. Das Licht vor uns schwankte bereits das Dorf hinein, und der Wind trug uns einzelne Laute des Liedes zu, das der Nachtwächter sang:

Ihr lieben Leute laßt Euch sagen:
Die Uhr hat ein Uhr schon geschlagen
Bald kräht der Hahn
Den Morgen an!
Ein Uhr! Ein Uhr!

Und wenn der neue Tag sich zeigt
Und Ihr aus Euern Betten steigt:
Seht Händ' und Herz
Gen' himmelwärts!
Ein Uhr! Ein Uhr! *)

Nun eilten wir davon und kamen bald darauf zu Hause an.

Andern Tags kam der Schäferbalthes und brachte die Pfeife. Ich hätte ihm dieselbe gerne überlassen, allein er sagte, dieselbe müßte im Hause bleiben solange, bis jemand aus derselben rauche.

Mein Weib gab sich jetzt zufrieden, hatte aber gleich mir und dem Hans ein Grauen vor der Pfeife, und so legte ich dieselbe in die Truhe auf dem Dachboden, woselbst sie bis heute geblieben ist.

Der Hans behauptet nun fest, daß es oben nicht recht geheimer sei und daß er nachts sehr bekannte Tritte gehört habe. Ich habe nie etwas gehört.

Der Schäferbalthes antwortete auf Befragen, daß die Pfeife endlich geraucht werden müsse, sonst werde nie recht Ruhe im Hause — nicht wegen des Vaters, sondern wegen anderer Geister — und dann würde auch ein neues Glück im Hause eintreten. Zum Rauchen der Pfeife konnten wir uns aber nicht entschließen, auch der mutige Balthes nicht, und einem Fremden wollte ich die Sache nicht anvertrauen. Nun ist es durch Euch geschehen, Vetter, und gebe Gott, daß nun alles gut geht und Euch nichts passiert!“ Damit schloß mein Vetter.

Das gruselige Schweigen, das während und auch nach der Erzählung meines Veters Platz griff, unterbrach ich zuerst:

„Lieber Vetter“, sagte ich, „Ihr huldigt da einem starken Aberglauben. Ich junger Mensch bilde mir gewiß nicht ein, geschiedter zu sein, als Ihr und der Hans oder gar der Balthes — aber ich habe die feste Ueberzeugung, daß die gespensterhafte Pfeife so harmlos ist, wie jede andere. Wollen wir dieselbe als interessantes Familienstück betrachten, das sie infolge ihrer Geschichte gewiß ist, als eine tenere Hinterlassenschaft Ihres seligen Vaters: aber habt künftig kein Grauen mehr vor ihr! Ergreifen wir die Gläser! Ich stoße an auf Glück und Segen des Hauses, auf Euer aller Wohlergehen!“

*) Alles Nachtwächterlied.

Die Gläser klangen aneinander. Als das Rotkäppchen mit mir anstieß, leuchtete es in ihren Augen auf und ihr Blick verwandelte den Nebel auf meinem Gemüthe in warmen Sonnenschein. O herrlicher Gottesfunken — der ersten Liebe! Bald darauf meinte mein Vetter, es wäre nun Zeit zum Schlafengehen.

Das mir zugewiesene Zimmer war im Erdgeschoß, neben der Wohnstube. — Rasch und heimlich drückte ich Rotkäppchens Hand, und dann wünschten wir uns gegenseitig gute Nacht.

3. Kapitel. Das Gespenst.

Ich hatte noch wenig Schlaf, als ich mich auf meinem Zimmer befand, und lehnte mich deshalb ins offene Fenster, um die eigentümlichen Eindrücke des heutigen Tages nochmals an meinem Geiste vorüberziehen zu lassen und — selig zu träumen.

Der Vollmond stand jetzt glänzend über dem anmutigen Fleckchen Erde. Die leise flüsternden Wellen schimmerten zwischen dem tiefen Schatten des Weidengebüsches, und über Busch und Walb lag jenes halb-bläuliche Licht, das so eigenartig auf das Gemüth wirkt und das Herz mit Sehnsucht und süßen Ahnungen erfüllt. Auf der kahlen Anhöhe hinter dem Walbe lag der Geschützpark. Die in gleichen Zwischenräumen von der Erde sich abhebenden vier dunkeln Punkte machten denselben kenntlich, und ein zeitweises mattes Aufleuchten ließ den mit dem Faszinennmesser auf- und abwandeln den Posten verraten. Aus einiger Entfernung hörte ich das jammernde Rufen eines von der Mutter abgekommenen Rehtizchens, das sich aber nach und nach im Walbe verlor.

Lange lag ich bereits im Bette, als ich plötzlich durch ein Geräusch erwachte. Es kam mir vor, als prasselte ein heftiger Regen an die Fenster und ein furchtbarer Sturm heule um das Gehöft. Wie das nur kam! Vorher die schöne, ruhige Nacht und nun tiefe Finsternis und dieses Unwetter!

Mir wurde es unerträglich bang im Bette; ein eigentümlicher Druck lag auf meiner Brust, und deshalb stand ich auf, machte Licht, kleidete mich an und betrat die Stube. Auf dem Tische lag die Tabakspfeife, wie ich sie abends hingelegt hatte, und ein unwiderstehlicher Trieb zwang mich zum Rauchen. Kaum hatte ich die Pfeife in Brand gesetzt, da erschütterte ein heftiger Windstoß das Haus; das Kerzenlicht flackerte hoch auf, und im nächsten Augenblicke umgab mich tiefe Finsternis.

Ein liebliches, aber nervenbetäubendes Aroma entströmte der Pfeife, und mit Bewunderung blickte ich auf eine merkwürdige Erscheinung: die Tabaksblätter wandten und bogen sich wie Glühwürmer, und ein blutroter Schein glänzte unter dem durchbrochenen Deckel. Rotleuchtende Wölkchen entströmten meinem Munde und drangen aus der Pfeife und flatterten in die Stube. Meine Augen blieben starr auf dem seltsamen Glanze haften; die Finger schlossen sich wie von einem Magnet gefesselt um die Pfeife, und durch den Arm zuckte es wie ein elektrischer Strom. Die Wölkchen in der Stube vereinigten sich nach und nach zu einer großen, den ganzen Raum erfüllenden Wolke, die ein geheimnisvolles, magisches Dämmerlicht verbreitete.

Die Zeiger auf dem rauchgeschwärzten Zifferblatte der Schwarzwälderuhr zeigten eben zwölf — Mitternacht! Mir ahnte, daß sich nun etwas Außergewöhnliches ereignen würde; ich wollte schreien, aber die Kehle war mir wie zugeschnürt. Da — vom Hausflur her hörte ich langsame, schlürfende Tritte. Die Thüre ging auf und mit zu Berge stehenden Haaren startete ich auf die Gestalt eines alten Mannes. Augenblicklich erkannte ich denselben: die schneeweißen Haare, die Zipfelkappe, die kurze, schwarze Foppe, die rote Weste mit den hohen, silbernen Knöpfen, die ich das erstemal für Fingerhüte hielt, die kurze Lederhose und die blauen Strümpfe.

Der Alte kam auf mich zu, erfaßte meine Hand und — die Pfeife fiel mit einem donnerähnlichen Schlag zu Boden. Die derselben entströmenden Glühwürmer entwickelten sich zu einem mächtigen, in allen Farben spielenden Feuer, und dieses beleuchtete eine wunderfame, eigenartige Landschaft: Noch nie gesehene Baum- und Pflanzengattungen erblickte mein Auge, und auf dem Boden funkelten Steine in allen Farben. Hohe Felsenriffe, die wie Krystall erglänzten, begrenzten in weiter Ferne den Ausblick.

Ich stand mit dem Alten auf der schroffen Felsenwand eines gewaltigen Berges, dessen Spitze in unbekannte, hellstrahlende Sternbilder ragte, und hinter der soeben ein wunderbares, die Augen blendendes Gestirn emporstieg. Von dem Berge stürzten aus schwindelnder Höhe tosende Wasserfälle in das Thal und bildeten hier einen See, dessen Fluten in einen bläulichen Dunstschleier gehüllt waren. Das große Gestirn stieg höher und höher und verlieh der Landschaft eine Farbenpracht, die meine Augen nicht zu ertragen vermochten. Die Nebel über dem See lösten sich

auf und ich erblickte reizende Ufer. Auf dem Wasser schaukelten große, muschelförmige Röhre mit feltamen Inassen: hohe, hünenhafte Gestalten in phantastischer Kleidung, mit edlen Gesichtszügen und leuchtenden Augen. Goldene Ruder senkten sich in die silberglänzenden Fluten.

Ich war so sehr in den Anblick der neuen, fremden Welt vertieft, daß ich der Gegenwart des Alten vergaß. Erst als sich dieser bewegte, fiel mir seine Anwesenheit ein. Er zog einen alten Lederbeutel aus der Foppentasche, stopfte die gespensterhafte Tabakspfeife, und nachdem er dieselbe mittels eines glühenden Zunders in Brand gesetzt hatte, begann er:

„Du bist nicht mehr auf dem Planeten Erde. Wie gefällt's Dir hier?“

„Wo bin ich denn?“ fragte ich schüchtern.

„Auf dem Mars!“

„Auf dem Planeten Mars?“

„Ja. Er ist der einzige Planet, dessen meteorologische Eigenschaften jenen der Erdoberfläche gleich sind. Dieselbe Sonne, die der Erde Licht und Wärme spendet, strahlt über dem Mars. Die Atmosphäre eines jeden andern Weltkörpers würde Dich augenblicklich töten! — Du bist nun Millionen von Meilen von der Erde entfernt, Du atmest in einer andern Welt, aber nicht im Jenseits. Und wenn ich Dich in tausende von andern Planeten führe, von denen manche millionenmal größer sind als die Erde, und wenn Du von diesen Weltkörpern aus wieder andere tausende glänzender Sterne erblickst, die sich von der Erde aus dem Auge entziehen — es sind das alles nur Weltkörper im unendlichen Weltraum. Kaum hatte der Alte das gesagt, ließ er die Tabakspfeife zu Boden fallen. Und merkwürdig: vom See herauf klang deutlich die Artillerie-Tagreveille. Verwundert lauschte ich den bekannten Tönen.

„Da unten ist die Erde! Siehst Du den flimmernden Stern?“ rief der Alte, in die Tiefe weisend. Hünenhaft war auf einmal seine Gestalt; seine Augen flammten.

Zu meinen Füßen gähnte ein unendlicher Abgrund — tausende von Sternen flimmerten mir entgegen. Ich stand am äußersten Rande des Felsens. Da verspürte ich einen Stoß, und mit einem Schrei stürzte ich in die Unendlichkeit hinein. Lange, lange wirbelte ich blitzschnell durch Luft und Luftleere; endlich schlug ich hart auf und neben mir hörte ich die sonderbaren Worte:

„Ja, ja — die Pfeife! die Pfeife!“

Als ich die Augen aufschlug, fand ich mich

auf dem Boden liegend und in Schweiß gebadet vor meinem Bette. Der alte Hans stand neben mir. — Ich hatte geträumt.

Vom Dorfe herüber klangen die letzten Töne der Tagreveille.

4. Kapitel. Der Abschied.

Meine Leute standen im Hofe des Bauerngutes zum Abmarsch bereit. Um sechs Uhr früh mußte die Batterie am Geschützpark aufgestellt sein.

Von meinem Vetter und dem alten Hans hatte ich mich bereits verabschiedet, und es verblieb mir noch das schwerste Abschiednehmen — das vom Rotkäppchen. Letzteres war jedenfalls in der Küche vollauf beschäftigt, da ich es im Verlaufe des frühen Morgens nicht zu Gesicht bekommen hatte. So schritt ich denn in vollstündiger Ausrüstung dem Bereiche seines Wirkens zu, den Hausflur entlang, an dessen Ende, wie abends vorher, der rötliche Schein des Herdfeuers flackerte. Marie war allein in der Küche, und als ich unter die Thüre trat, kam sie mir mit ernstem, fast traurigem Blicke entgegen.

„Ich gehe schwer vom Einödhof fort, Fräulein Marie“, sagte ich. „Aber diesmal soll es nicht mehr zwölf Jahre dauern, bis ich wiederkomme, vorausgesetzt, daß es — Ihnen recht ist!“

„O schreiben's weanigstens recht oft! Wenn's a' bissle sei' ka' . . . vielleicht dia Woche no'?“

„Darf ich an Sie schreiben?“

„Ja freile! An wean denn fonscht? De' Vater freut's it so, wia mi', wenn a' Briefle von Zhne kommt. Un . . . a' Bötter wird doch an — sei' Bäsle schreibe berse!“

„Und bekomme' ich dann auch Antwort von Ihnen? Ein Brief von Ihnen — an ein solches Glück kann ich fast nicht glauben!“

Aus den Augen des Mädchens leuchtete kindliche Freude, und mit lieblichem Erröten entgegnete es:

„Thät Zhne wirklich a' Briefle vo' miar freue? Sie dürfen mi' aber 'it auslache . . . i' han no' nia a' Briefle g'schribe.“

„Auslachen! Aber Mariete — Sie thun mir weh, und — doch, 's ist höchste Zeit! Fräulein Marie — liebs Rotkäppchen: es muß geschieden sein. Behüt Sie Gott!“

„Pfüa Gott!“ sagte sie leise und senkte das Köpfchen, und als sie wieder aufblickte, schimmerten ihre Augen und um die Mundwinkel zuckte es.

Ueberwältigt von Glück und Seligkeit ergriff ich Rotkäppchens Hände. Nun wußte ich, daß ich wiedergeliebt wurde. Beiden war die Zunge

gelähmt, und lange sahen wir uns schweigend in die Augen. „Auf Wiedersehen — Marie! Es muß sein — in einem Jahr bin ich militärfrei, dann komm ich!“

„A' ganz Jahr no'! . . . Pfia Gott, bleib g'sund und —“

Sie vollendete nicht. Einige Minuten darauf lag der Einödhof hinter mir. Die Sonne erschien soeben hinter den Tannenspitzen und die Tauperlen in den Kelchen der Herbstzeitlosen funkelten wie Diamanten. Sie erinnerten mich an die feuchtschimmernden, schönen Augen des Rotkläppchens. Noch ein letzter Blick — dann verschwand das liebe Thal, in dem mein Herz zurückblieb, und es verschwand die aus dem Kamin des Einödhofes in den reinen Herbstmorgen empor wirbelnde Rauchsäule. — Der Wald hatte uns aufgenommen. Als ich an die mächtige Tanne gelangte, bei welcher die Straße sich teilt, unter welcher gestern mein Rotkläppchen stand, da startete ich hin an die steilere Stelle, und mein Herz erfüllte unendliche Sehnsucht und tiefes Weh.

Eine Viertelstunde später marschierte die Batterie vom Geschützparke ab. Als wir das Dorf hinter uns hatten, wurde „Rührt Euch!“ kommandiert. Die Pfeifen wurden in Brand gesteckt und die Kanoniere begannen zu singen. Nachdem das sentimentale Lied: „'s ist alles dunkel, 's ist alles trübe“ zu Ende war, griff der lange Giebel, einen pfiffigen Blick auf mich werfend, mitten aus Schillers Reiterlied eine Strophe heraus und begann, alle anderen überschreiend:

Warum weint die Dien und zergrämt sich schier?
Laß fahren dahin, laß fahren!
Er hat auf Erden kein bleibend Quartier,
Kann treue Lieb' nicht bewahren.
Das rasche Schicksal, es treibt ihn fort,
Seine Ruhe läßt er an keinem Ort.

Aber unlieb hatten die andern die Nichterhaltung der gewohnten Reihenfolge vermerkt — der Soldat schenkt sich keine Strophe — und um so kräftiger tönte des Liebes Anfang: „Frisch auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!“ in die Welt hinein.

Eintönig rollten die Geschütze mit den abwärts gefenkten Mündungen die Straße dahin. Die goldburchwirkten Bändeliere der Offiziere und die lange Reihe der gleichmäßig sich bewegenden Helmspitzen funkelten in der Morgensonne.



Mit Vorstehendem schließen die „Quartier-Erinnerungen“ ab.

Nachdem der „Better vom Rhein“ sich aber dafür interessierte, ob der Unteroffizier und das Rotkläppchen ein Paar geworden sind, und weil er weiß, daß dies auch alle seine lieben Leser wissen möchten, so hat er vor Veröffentlichung der Erzählung aufs Geratewohl an den Besitzer des Einödhofes geschrieben, und dieser hat in liebenswürdigster Weise geantwortet. Sein Brief giebt die nötigen Aufschlüsse.

„Einöbde B. bei Kaufbeuren,

20. Mai 1894.

Lieber Better!

Bezugnehmend auf das Motto Ihres mir lieb gewordenen Kalen-

ders: „Gott grüß' sie All' im deutschen Land, die Brudersinn und Treue kennen: sie Alle sind mit mir verwandt und sollen mich frischweg „Better“ nennen“ — erlaube auch ich mir, Sie mit dieser traulichen Anrede zu begrüßen.

Wie ich aus Ihren geschätzten Zeilen ersehe, hat Freund N. meine Erzählung: „Auf dem Einödhofe“ zur Veröffentlichung an Sie eingesendet, und dieselbe hat — was ich weder glaubte noch hoffte — Ihren Beifall gefunden. Nachdem nun an dieser Thatsache nichts mehr zu ändern ist, will ich dem „Better vom Rhein“ auch nicht vorenthalten, was er

zum Abschluß der Erzählung für erforderlich erachtet.

Seit drei Jahren bin ich Besitzer des Einödhofes und das Rotkäppchen ist mein geliebtes Weibchen. Dasselbe ist aber auch so lieb und gut, daß ich mir oft denke, womit ich es wohl verdient habe, daß der liebe Gott mir soviel Glück und Freude bescherte. — Auf dem Dachboden des Einödhofes geht es nicht mehr „um“ — was sogar der alte Hans zu meiner Verwunderung zugiebt —, Mäuse- und Rattenfallen haben all' die heunruhigenden Gespenster dortselbst vertrieben. Wohl aber giebt es dafür häufig genug in den unteren Räumlichkeiten einen ordentlichen Spektakel. Ursache desselben sind: mein zweijähriger, munterer Stammhalter und dessen herziges Schwesterchen, denen mein Rotkäppchen — und das ist sein einziger Fehler — alles nachsieht, und die es dem Großvater nicht toll genug treiben können. —

Wenn ich nach des Tages Arbeit an der Seite meiner Marie sitze, sie den Buben und ich das kleine Mariete auf dem Schoße, dann möchte ich mit keinem Könige tauschen.

Der Schäferbalthes kommt zuweilen „auf den Heimgarten“ zu uns, und wenn er dann mit meinem Schwiegervater und dem alten Hans beisammen sitzt, dann stecken die drei die Köpfe zusammen und blicken vergnügt auf die glückliche Gruppe, deren Haupt ich bin.

„Recht han i' doch g'höt“, sagte der Balthes unlängst, „seit aus dear Malexurpfeife g'raucht worde ischt, isch' 's Glück ins Haus komme! Der Balthes weiß, was er weiß — ummasonscht ischt ma' 'it vierzig Jahr Schäfer!“ —

Sollten Sie, lieber Vetter, oder einer Ihrer geehrten Leser einmal in unsere Gegend kommen — der Weltkurort Wörishofen liegt in der Nähe des Einödhofes —, dann versäumen Sie es ja nicht, uns zu besuchen. Mein Rotkäppchen wird jeden nach Kräften bewirten und jeder soll auch den Gegenstand zu sehen bekommen, für den er sich nicht zuletzt interessieren dürfte — die unheimliche Tabakspfeife!

Es grüßt Sie herzlich

Der Einödhofbauer und sein Rotkäppchen.“

Weib, willst Du fesseln Deinen Mann,
Mit zwei Dingen ist's gethan:
Bereit' ihm ein schmachhaft Gericht
Und zeig' ihm ein freundlich Gesicht.

Der geheimnisvolle Fremdling.

Humoreske von Paul Lang.

Als der Stadtpfarrer von Albenberg am Vormittag des Neujahrsfestes seine Kanzel bestieg, um seiner Gemeinde das ewig neue Wort Gottes zu verkündigen, bemerkte er mit seinem scharfen Auge, bevor er die Predigt anhub, in der Reihe der Beamten und „Honoratioren“ einen Fremdling, den seine Nebenitzer nicht ohne eine gewisse Neugier von der Seite betrachteten. Unmittelbar neben den Fremdling hatte sich, wie in ehrfurchtsvoller Scheu, niemand gesetzt, obwohl in der Kirche sonst nicht viel überflüssiger Raum war.

Ein unbekanntes Gesicht unter seinen Zuhörern war dem Stadtpfarrer, der eine große Zahl seiner Gemeinbeglieder getauft und konfirmiert hatte, an und für sich etwas auffallendes, und wenn er auch sonst den innern Menschen nicht nach dem Äußeren schätzte, so konnte er sich doch auf der Kanzel des Gedankens nicht ganz erwehren, daß der Fremdling sehr geschmackvoll und fein gekleidet sei.

Indessen ließ er sich hierdurch weiter nicht aus der Fassung bringen, sondern hielt seine Predigt. Er wies seine Zuhörer mit kräftigen Worten auf den hin, der im Kommen und Schwinden der Jahre unser ewiger Hort bleibt, und erinnerte daran, wie viel ein neues Jahr in Freud und Leid einem Menschenkind bringen könne.

Als der Stadtpfarrer heim kam, hatte er den plötzlich aufgetauchten Unbekannten so ziemlich wieder vergessen, doch war der Mann auch der Frau Stadtpfarrer auf gefallen, und so tauschten die Ehegatten ein paar mehr oder weniger wahrscheinliche Vermutungen aus, welcher Anlaß den geheimnisvollen Fremdling gerade am Morgen des Neujahrsfestes in das abgelegene Gebirgsstädtchen und in die haulich nicht eben merkwürdige Kirche geführt haben möge. Die Stadtpfarrerin wiegte sich schließlich in den schmeichelhaften Gedanken ein, der Ruhm der Predigtbegabung ihres Mannes übe allmählich eine Anziehungskraft auf weitere Kreise aus, — vielleicht sei es ein Abgesandter der Oberkirchenbehörde, der sich persönlich habe überzeugen wollen, meinte sie, — oder dergleichen. Diese in zuversichtlichem Tone vorgetragene Behauptungen lehnte der Stadtpfarrer ohne gezielte Bescheidenheit lächelnd ab.

Nun kamen ein paar Familien, die einen Neujahrsbesuch machten. Schon war bei unserem Stadtpfarrer das Bild des Fremdlings wieder in den Hintergrund getreten; da erschien der Kirchen-diener im Studierzimmer, und nachdem er ein

paar Aufträge ausgerichtet und in Empfang genommen hatte, blieb er wichtigthuend an der Thüre stehen und sprach mit feierlicher Miene: „Herr Stadtpfarrer! Heute ist ein Infognito bei uns in der Kirche gewesen, ein aufrichtiger, leibhaftiger Infognito.“

„Sie meinen den Fremden“, erwiderte der Stadtpfarrer lächelnd, „den Herrn in dem silbergrauen Ueberrock!“

„Ja, ja! das ist etwas Nobles.“

„Wer, der Herr oder der Ueberrock?“

„Beedes, Herr Stadtpfarrer!“

„Sie wollen sagen, der Fremde reise unter einem angenommenen Namen.“

„Ja, unter einem angenommenen Namen, den niemand nicht weiß.“

„Das heißt, den Sie nicht wissen.“

„Nun ja, unserem Herrn Grafen wird er ja wohl bekannt sein!“

„Wie so — unserem Herrn Grafen?“

„Unser Herr Graf und der Herr Infognito sind ganz timide Bekannte.“

„Ganz intime Bekannte?“ wiederholte der Stadtpfarrer verbessernd.

„Dann wäre der fremde Herr doch wohl im gräflichen Kirchenstuhl gefessen!“

„Ja, das ist's eben, daß er nicht neben dem Herrn Grafen gefessen ist. Dahinter steckt ein Geheimnis! — Die beeden sind auch nicht mit einander zur Kirche gegangen, sondern zuerst kommt der Herr Infognito, drei Minuten nachher der Herr Graf. Wie der Herr Graf den Herrn Infognito sieht, stutzt er ein wenig, wie wenn er sagen wollte: Aber, Herr So und So, daß nur niemand erfährt — dann lächelt er ganz freundlich, wissen Sie, wie nur unser Herr Graf

lächeln kann, und geht an dem Herrn Infognito vorbei seinem Kirchenstuhl zu. Der Herr Infognito aber lächelt noch freundlicher und denkt: ‚Nun, Herr Graf, wir sind mit einander einverstanden‘. Wie dann der Gottesdienst zu Ende ist, geht der Herr Graf an dem unbekanntem Herrn vorüber und nickt noch einmal. Der Fremde aber macht eine höfliche Verbeugung und wirft einen bedeuftamen Blick nach der Kanzel und nach der Sakristeithüre, als wollte er ungefähr sagen: ‚Mein Urtheil stimmt durchaus mit dem

Zhripen überein, Herr Graf‘. — Sie wissen ja, wie sehr unser Herr Graf Euer Hochwürden gewogen ist.“

„Aber woher haben Sie denn in Erfahrung gebracht, daß der Fremde zu unserm Herrn Grafen überhaupt in Beziehungen steht? Das gegenseitige Grüßen konnte doch ein Zufall —“

„Das zu erfahren ist nicht so schwer gewesen. Der fremde Herr bleibt in der Kirche zurück und läßt sich von mir die paar Merkwürdigkeiten zeigen. Er ist schweigsam und sieht fast alles nur so obenhin an. Doch mustert er mit Kennerblicken unsere neue Altar- und Taufstein-Bekleidung. Ich nehme mir

endlich ein Herz und sage, unsere Kirche enthalte nicht viel Merkwürdigkeiten, desto sehenswerter sei das gräfliche Schloß. Da meint er: ‚Nun ja, ich hab' es bereits gesehen, habe vor einer Stunde mit dem gnädigen Herrn eine kurze Konsequenz gehabt‘. Er giebt mir ein nobles Trinkgeld und fragt nach dem nächsten Weg zum Bahnhof.“

„Konferenz — wird er gesagt haben.“

„Richtig ja — Konferenz!“

„Nun, ist gut.“

Der Mesfner verabschiedete sich; dem Stadt-



Herr Stadtpfarrer, heute ist ein Infognito bei uns in der Kirche gewesen.

pfarrer aber wurde der Besuch des Bahnhof-Vorstandes angemeldet. Der Stadtpfarrer wunderte sich, daß der vielbeschäftigte Bahnbeamte Zeit finde, ihm Glück zum neuen Jahr zu wünschen. Er empfing ihn wie jedermann freundlich, und der Bahnbeamte war die Verbindlichkeit selbst.

Gelegentlich warf er die Bemerkung hin: „Heute morgen ist ja eine fürstliche Persönlichkeit hier gewesen und nach einem flüchtigen Besuch auf dem Schloß und in der Kirche nach der Residenz zurückgereist.“

Nun konnte sich der Stadtpfarrer nicht enthalten, etwas näher nach der fürstlichen Persönlichkeit zu forschen.

„Der Fürst“, erwiderte der Bahnbeamte, „sind mit dem Frühzug angekommen und haben sich zu Fuß nach dem Schloß begeben. Dort haben sie eine geheime Unterredung mit dem Herrn Grafen gehabt und haben dann den Gottesdienst besucht, um mit dem Halbzwohlfuhrzug sich wieder in die Residenz zu verfügen. Ich erfuhr das von dem Bedienten der gnädigen Herrschaft, der mit demselben Zug nach Rohrbach reiste, seine Schwester zu besuchen. Sie wissen vielleicht, daß der Bediente bei kürzeren Fahrstrecken ein Billet zweiter Klasse zu nehmen pflegt, — das war etwas zubringlich dem Fürsten gegenüber; — indes was konnte ich machen? Als der in der Vorhalle auf- und abgehende Fürst es hörte, trat er an den Schalter und verlangte ein Zuschlagbillet für erste Klasse. Ich mußte ihm zu meinem größten Bedauern auseinandersetzen, daß der betreffende Zug überhaupt keinen Wagen erster Klasse führt. Darüber ward er etwas ungnädig, und so unschuldig ich bin, gewiß, er drückt mir's ins Wachs. Ich konnte aber leider nichts thun, als dem Schaffner anbefehlen, dem Fürsten ein besonderes Koupee in zweiter Klasse zu reservieren.“

Der Stadtpfarrer beruhigte den Stationsmeister; über Tisch teilte er seiner Frau die Beobachtungen des Kirchendieners und des Bahnhof-Vorstandes mit. Je genauer man im einzelnen die Aussagen der beiden zusammenstellte, desto mehr wuchs die Bedeutung des geheimnisvollen Fremdlings ins Unbestimmte. Die Frau Stadtpfarrer ließ es sich nicht nehmen, der Fürst sei Ueberbringer gewichtiger Nachrichten vom Hofe, denn man wußte, daß der Graf bei Hofe beliebt war. Auch der Stadtpfarrer gab zu, der seltsame Neujahrs morgen-Besuch müsse etwas zu bedeuten haben. In der Stille überdachte er noch einmal seine ganze Predigt; doch gab ihm sein reines Gewissen das Zeugnis, daß er nichts

darin gesagt habe, was bei Hof irgendwie übel vermerkt werden könnte. Nur darüber war man nicht im klaren, ob der Fürst in der Toga seines silbergrauen Ueberziehers Krieg oder Frieden für das kleine Städtchen Albenberg mitgebracht habe.

Nachdem der Stadtpfarrer den amtlichen Pflichten, die der Festtag mit sich brachte, genügt hatte, begab er sich, wie ohnehin beschlossen war, mit seiner Frau nach dem Schloße, um dem gräflichen Ehepaar seinen Neujahrsbesuch zu machen. Der Nachmittag war sonnig-hell und die Luft, die um den südlichen Abhang des Schloßberges wehte, köstlich; bei den freundlichen Beziehungen, die zwischen Schloß und Stadtpfarrhaus bestanden, mußte man, wenn nicht geradezu das Dunkel eines Staatsgeheimnisses den Fremdling umgab, Aufklärungen über ihn erhalten.

Und siehe da, der Graf und die Gräfin konnten, wenn sie auch mit der ihnen angeborenen Feinheit sich gleichmäßig freundlich und liebenswürdig wie sonst immer zeigten, doch eine gewisse Erregtheit nicht ganz verbergen. Der Graf blickte manchmal offenbar zerstreut durch das Fenster, das die entzückend schöne Aussicht nach dem Bahnhof bot, und die Gräfin ließ gegen ihre sonstige Gewohnheit den Faden einer angespannten Unterhaltung manchmal rasch fallen. Der geheimnisvolle Fremdling schien als Geist in seinem silbergrauen Ueberrock mit den Vieren am runden Tisch zu sitzen und alle die Gemütlichkeit, wie sie sonst in diesem Kreis herrschte, zu verschrecken.

Endlich konnte sich die Stadtpfarrerin nicht länger halten und fragte, nachdem wieder eine Verlegenheitspause eingetreten war, mit erkünstelter Unbefangenheit:

„Sie haben heute morgen schon Besuch aus der Residenz gehabt, gnädige Frau?“

Die Gräfin wechselte einen fragenden Blick mit ihrem Gemahl und sagte: „Wenigstens mein Mann; aber — — ich weiß nicht —“

„Der Fürst ist vor Tisch schon wieder abgereist?“ setzte der Stadtpfarrer bei.

„Welcher Fürst?“ fragte der Graf.

„Nun Ihr Besuch von heute morgen, gnädiger Herr —“

Der Graf lächelte so freundlich, wie nur unser Herr Graf lächeln kann, und erwiderte: „Ein Fürst — lieber Herr Stadtpfarrer —, nun ja, wenn Sie wollen: ein Fürst in Diensten einer allgewaltigen, unumschränkten Herrscherin.“

„Am Ende ein Engländer“, dachte die Stadtpfarrerin.

„Uebrigens“, fuhr der Graf fort, „Seine

Durchlaucht haben Ihnen noch mehr Ehre angethan, als mir; der Fürst hat Ihrer Predigt eine ganze Stunde seine Aufmerksamkeit geschenkt, mit mir war er in fünfzehn Minuten fertig."

"Ich habe es wohl Ihnen zu verbanken", fragte der Geistliche, "daß der Fürst bei seinem flüchtigen Besuch in unserer kleinen Stadt auch meiner Predigt beiwohnte!"

"Wenn Sie so wollen, lieber Herr Stadtpfarrer, ja. Der Fürst erfuhr zufällig von meinem Diener, daß ich den Gottesdienst besuche, und wollte mir auch in dieser Beziehung mit gutem Beispiel vorangehen. Er hatte mir eine freundige Nachricht überbracht und ich würde gewiß Ihre Neugierde —"

"Bitte, bitte, gnädiger Herr, verstehen Sie meine Frage nicht falsch!"

"Wir würden gewiß Ihre Neugierde nicht länger spannen, wenn ich nicht zur Stunde noch sagen müßte: Bestätigung bleibt zu erwarten."

In diesem Augenblick trat ein Diener herein und überreichte dem Grafen ein Telegramm. Der Graf öffnete den Brief und gab ihn der Gräfin.

"Also doch!" sagte diese lächelnd. "Aber daß dieser Herr — nun also der Fürst — die Sache noch vor Deinem Vater erfahren hat!"

Der Stadtpfarrer und seine Frau hatten sich erhoben, sie wollten sich nicht unzeit in ein Geheimnis drängen, das sie nichts anging. Offenbar hatte der Fremdling, der inzwischen nach der Residenz zurückgekehrt war, dem Grafen telegraphiert. Sie wollten sich entfernen.

"Nein, nein!" wehrte der Graf, "nun bleiben Sie erst recht. Ich brauche jetzt kein Geheimnis mehr daraus zu machen. Ein Telegramm meines Vaters bestätigt mir soeben die freudige Nachricht, die mir heute morgen als eine, wie ich annehmen zu müssen glaubte, nicht ganz verbürgte, übermittelt worden ist. Ich bin Kammerherr geworden."

"Ah! wir gratulieren von ganzem Herzen", sagte der Stadtpfarrer, "das neue Jahr fängt gut für Sie an."

"Gewiß, es ist mir eine große Ehre!" erwiderte der Graf.

"Immerhin wird auch diese neue Würde ihre Bürde haben?"

"Auch! Selbst ein Kammerherr muß sich davor hüten, daß es nicht bei ihm heißt: Was werden wir essen, was werden wir trinken und namentlich nicht: — womit werden wir uns kleiden." Er spielte auf eine Stelle in der Predigt des Geistlichen an.

"Wie so?" fragte der Stadtpfarrer.

"Ich brauche schon in der nächsten Woche ganz notwendig eine Kammerherren-Uniform."

"Ich verstehe wohl, daß man solche Neußerlichkeiten mit in den Kauf nehmen muß. Und der Fürst —"

"Ist eben der Kammerherren-Uniform zu lieb heute morgen hierher gereist; er muß sich bei Nacht und Nebel auf den Weg gemacht haben."

"Er wollte Ihnen wegen der zu beobachtenden Förmlichkeiten Instruktionen geben. Sehr lebenswürdig. Aber doch nicht ausschließlich wegen der Uniform?"

"Ausschließlich wegen der Kammerherren-Uniform. Er wünschte ausdrücklich, daß ihm kein anderer zuvorkomme. Sehr lebenswürdig."

"Er war vom Hof abgeschickt?"

"Doch nicht; er kam durchaus auf eigene Hand."

"Aber, gnädiger Herr, wenn ich mir die Frage erlauben darf, wer ist denn der Fürst?"

"Das will ich Ihnen nicht vorenthalten", erwiderte der Graf. "Der geheimnisvolle Fremdling hat mir seine Karte hinterlassen — hier!"

Der Geistliche nahm die sehr feine Visitenkarte und las laut: "Fridolin Bierfuß, Hofkleidermacher".

Die Bier brachen in ein schallendes Gelächter aus, und der Abend des Neujahrsfestes gestaltete sich sehr heiter im Grafenschlosse.



Richter: "Ihre Frau hat Ehescheidung beantragt und verspricht Ihnen im Falle Ihrer sofortigen Einwilligung eine Jahresrente von 2000 Mark. Haben Sie darauf etwas zu entgegnen?"

Klient: "Selbstverständlich! Meine liebe Frau soll leben „Hoch!!“"

„Hab ich dich!“

„Peter“, sagte die Mutter zu ihrem Jüngsten, „im Keller müssen Mäuse sein, seit ein paar Tagen fressen sie mir die Kartoffeln an; thu' Speck in die Mausfall und stell' sie in den Keller.“

Dem Peter preferred es aber nicht mit der Jagd auf die Mäuse. „Was liegt daran“, sagte er sich, „wenn die Mäuse auch die Kartoffeln fressen; die Mutter soll halt dann Knödel kochen, statt Kartoffeln.“ Knödel waren nämlich Peters Leibspeise, und je größer, desto lieber waren sie ihm.

Als die Mutter aber nach ein paar Tagen dem Peter sagte, daß die Mäuse jetzt auch an die Äpfel gehen, da war's ihm nicht einerlei. Die schönen, rothbackigen Äpfel aß er auch fürs Leben gern und da schon Ostern vorbei war und ein guter Apfel zu den Seltenheiten gehörte, so

wollte er sie nicht den Mäusen überlassen. Flugs setzte er die Falle in stand und stellte sie auf die Äpfelhurde. Er selber setzte sich hinter die Sauerkrautstunde und wartete begierig auf die kleinen Äpfel-diebe. Aber so schnell ging es nicht. Erst als er andern Tags wieder kam, fand er eine Gefangene vor.

„Hab ich dich!“ rief er voll Freude, „nun will ich dir das Äpfel-fressen vertreiben“. Als er aber das Mäus-lein ans Tageslicht brachte und sah, wie es sich mit den Pfötlein putzte und so munter in seinem Käfig war, da dauerte es ihn doch, denn er war ein guter Kerl, der Peter. So steht er nun da und seine Mordgedanken schwinden, je mehr er dem munteren Tierlein zuschaut. Er ließe es am liebsten wieder springen, wenn



er nur versichert wäre, daß es von den Äpfeln wegbliebe, Kartoffeln wären ja auch gut genug für das Geschwänzte.

Was der Durst der Deutschen verschlingt und kostet.

Im deutschen Reiche werden nach statistischen Berechnungen jährlich getrunken: Wein etwa 330 Millionen Liter, Bier gegen 5 1/2 Milliarden Liter, Schnaps über 700 Millionen Liter. Der Gesamtwert ist annähernd zwei Milliarden Mark. Auf den Kopf einer Bevölkerung von fünfzig Millionen trifft es an Wein etwa 6 1/2 Liter, an Bier 108 Liter, an Schnaps 14 Liter jährlich;

Bayern verbraucht indes auf eine Person 265 Liter Bier, Württemberg 205 Liter.

Dreifach ist der Schritt der Zeit: Zögernd kommt die Zukunft hergezogen, Pfeilschnell ist die Gegenwart verflogen, Ewig still steht die Vergangenheit.

Einem Jeden recht zu thon
Wird sich Niemand unterstohn.

Das hilft.

Erzählung von A. vom Rhein.

„Zündhölzchen, meine Herren, kaufen Sie mir doch einige Zündhölzchen ab!“ Es war ein kleiner, barfüßiger Knabe von etwa zwölf Jahren, welcher in einem der größten Kaffeehäuser von München sich mit diesen Worten an drei junge Herren wandte, die in einer Fensterische an einem zierlichen Tischchen Karten spielten.

„Zündhölzchen, meine Herren!“ wiederholte der Kleine, als man ihm kein Gehör schenkte.

„Wir brauchen keine, mein Junge! Laß uns in Ruhe!“ erwiderte einer von den dreien, ein hellblonder, junger Mann mit freundlichen Gesichtszügen.

Der Knabe blieb stehen. „Ach, lieber Herr“, wandte er sich nach einer Pause an den jungen Mann, der ihm eben den ablehnenden Bescheid gegeben hatte, „kaufen Sie mir doch etwas ab! Ich möchte bis morgen drei Mark verdient haben, um meinem kranken Vater zu helfen. Seien Sie barmherzig!“

„Was sagst du da von drei Mark und einem kranken Vater?“ fragte der Herr, langsam die ihm zugetheilten Karten aufhebend.

„Mein Vater liegt seit sechs Wochen mit einem kranken Bein daheim und — —“

„Pst, sei ruhig, bis das Spiel vorbei ist, Kleiner!“ unterbrach ihn der junge Mann, „dann will ich deine Geschichte anhören. Jetzt kann ich nicht darauf achten.“

Die Karten wurden lachend zusammengeworfen, um von neuem gemischt und unter die Spielenden verteilt zu werden. Der Knabe stand geduldig wartend an dem Tisch.

„Also, mein Sohn, was willst du mir sagen?“ fragte der blonde Herr, den die andern Robert nannten.

„Der Vater liegt seit sechs Wochen krank daheim“, begann der Knabe schüchtern, „und es geht uns mit jedem Tage schlechter. Als der Vater noch gesund war, brauchte ich keine Zündhölzchen zu verkaufen! Nun aber muß ich das thun, damit die kleinen Geschwister nicht hungern. Wir pflegen den Vater, so gut es geht; aber sein Bein wird nicht besser. Nun hörte ich, wie gestern Abend die Großmutter zur Mutter sagte: ‚Martha, kannst Du der Gottesmutter nicht eine Kerze weihen? Das macht Deinen Mann gesund. Schicke die Kinder in die Kirche und laß sie für den kranken Vater zu Gott beten!‘ Die Mutter schüttelte wehmütig den Kopf und wischte eine Thräne aus den Augen. ‚Ich habe kein

Geld für Brot, geschweige für eine Kerze“, erwiderte sie.“

„Das alles hörte ich“, fuhr der Knabe, tief Atem holend, fort, „und als die Großmutter das Haus verließ, schlich ich ihr nach und fragte sie, ob es wahr sei, daß der Vater gesund werde, wenn wir eine Kerze opferten.“ „Gewiß, mein Kind!“ antwortete sie ernst; „die Mutter Gottes sieht in die Herzen der Menschen, und wenn wir brav sind und es ehrlich meinen, dann trägt sie unsere Bitten ihrem Sohne, dem Heiland, vor. Ganz besonders aber hört sie auf die Bitten guter Kinder.“

„Und was kostet eine solche Kerze, Großmutter?“ fragte ich. „Das ist sehr verschieden, mein Kind!“ versetzte sie; „für drei Mark bekommt man aber schon eine recht schöne.“

Damit ging die Großmutter fort, ich aber schlich wieder in unsere Stube zurück.

„Deine Großmutter ist wohl eine sehr fromme Frau, mein Junge?“ meinte der blonde Herr, welcher aufmerksam dem Knaben zugehört hatte.

„Das ist sie, lieber Herr!“

„Und du, glaubst du auch, daß dein Vater gesund wird, wenn du der Mutter Gottes eine Kerze weihst?“

„Ja, ganz bestimmt“, erwiderte der Kleine leuchtenden Auges. „Ich habe vergangene Nacht geträumt, ich hätte eine große, schöne Kerze gekauft und sie in die Kirche gebracht. Am Altar kniete ich nieder und betete für meinen kranken Vater, und acht Tage später sah ich ihn wie früher gesund umhergehen. Nun läßt mir der Gedanke, den Vater gesund zu machen, keine Ruhe; die ganze Nacht will ich durch die Wirtshäuser gehen und die Herren bitten, mir etwas abzukaufen, damit ich die drei Mark zusammenbringe. Die Mutter weiß von meinem Plane nichts, und ich will auch nichts sagen, bis ich es erreicht habe.“

„Höre mal, mein Junge! Ich will dir ganz gerne etwas schenken; aber was du geträumt hast, ist Unsinn und ebenso, was deine Großmutter sagt. Kaufe du deinem Vater lieber ein gutes Essen für die drei Mark und glaube mir, daß sich die Mutter Gottes um uns nicht bekümmert!“

Der Knabe sah den Sprecher überrascht an. „Glaubst du, was ich dir sage, mein Sohn?“ fragte der Herr.

„Nein“, erwiderte der Kleine. „Großmutter muß es wissen; denn sie ist schon sehr alt und dann, dann — mein Traum“, setzte das Kind hastig hinzu. „Ich habe alles zu deutlich gesehen.“

„Robert, halte doch das Spiel nicht auf!“ mahnten die Freunde den blonden Herrn. „Das ist ja weiter nichts als eine neue Form, zu betteln.“

„Ach was!“ erwiderte der Angeredete, „der Junge und seine Ueberzeugungstreue interessieren mich; unser Spiel presst ja wohl auch nicht.“

„Ich werde Dir beweisen, daß ich recht habe“, erklärte der Mahner von vorhin, ein dunkelblonder Mann mit starkem Schnurr- und Vollbart, in gereiztem Tone. „Deine Leichtgläubigkeit ist ja grenzenlos, und Worte scheinen dich nicht zu heilen.“

„Höre, Junge!“ wandte er sich dann an den Knaben, „ich werde dir die drei Mark geben, nach denen du verlangst, und mit Hilfe deren du deinen Vater gesund machen willst, wenn du bis zehn Uhr zweimal nach G. gehst.“ Er zog die Uhr aus der Tasche. „Es ist jetzt noch nicht ganz sieben Uhr, bis G. sind es ca. vier Kilometer, du müßtest also in drei Stunden ungefähr sechzehn Kilometer laufen. Willst du das?“

„Gerne will ich“, entgegnete der Kleine; „aber ich weiß nicht, ob ich kann. Seit ein Uhr bin ich schon auf den Beinen und habe noch nicht fünf Minuten geseffen.“

„Siehst Du, Robert?“ lachte der Bärtige, sobald man an diese Leutchen eine Anforderung stellt, weichen sie zurück. Sie wollen bequem zu Geld kommen. Sie lügen alle.“

„Herr“, unterbrach ihn der Knabe, „ich lüge nicht. Kommen Sie mit in unser Stübchen und sehen Sie den kranken Vater, die kleinen Geschwister und die bekümmerte Mutter! Sicher möchte ich gerne die drei Mark verdienen; aber was wird aus mir, wenn ich unterwegs liegen bleibe? Dann sorgt sich die Mutter auch noch um mich, und ich kann morgen nichts verdienen.“

„Dann sorge ich für dich“, fiel Robert ein. „Wenn du gehst, erhältst du auch von mir einen Thaler.“

„Ich gehe“, erklärte das Kind kurz entschlossen. „Die Gottesmutter wird mir Kraft verleihen. Nur um ein Stückchen Brot bitte ich die Herren zuvor.“

Auf einen Wink des Dunkelblonden brachte der Kellner ein belegtes Brot, das der Kleine gierig verschlang. Dann erhielt er ein Briefchen an den Apotheker in G. und die Zusicherung, daß die Herren bis zehn Uhr am selben Platz verweilen würden. Sein Kästchen mit Bündelhölzchen blieb in der Nähe des Tisches stehen.

„Nun hurtig, mein Sohn!“ spornte Robert den Knaben an; „wir sind neugierig, ob die Mutter Gottes und dein Beten dir helfen.“

„Das hilft“, erwiderte der Knabe zuversichtlich; dann sprang er behende von dannen.



Während die drei Herren sich von neuem in ihr Spiel vertieften und den Kleinen bald vergessen hatten, schritt der letztere rüstig auf G. zu. Von den Menschen und ihrem Treiben hörte und sah er nichts; der Gedanke, dem Vater zu helfen, nahm sein ganzes Denken ein.

Schon hatte er die Stadt bald im Rücken, da schlugen Orgeltöne an sein Ohr. Er blieb stehen. „Eine Kirche“, sprach er leise.

Schnell entschlossen trat er ein, kniete nieder und

betete also:

„Liebste Gottesmutter, barmherziger Heiland! Sieh auf mich, dein Kind, das dir vertraut und durch deine Hilfe dem kranken Vater helfen will! Sieh mir, Maria, Kraft, damit ich diesmal aushalte! Du weißt, daß ich die Wahrheit gesprochen habe und den Herren kein Unrecht thun will. Hilf deinem Kinde, das auf dich baut und an dich glaubt!“

Neu belebt setzte er seinen Weg fort. Bald hatte er das Weichbild der Stadt hinter sich. Vom Turme hörte er $\frac{3}{4}$ 8 Uhr schlagen, und

noch hatte er G. nicht einmal erreicht. „Laufen muß du nun schon“, sprach er zu sich selbst, und frischen Mutes begann er einen Dauerlauf, der erst vor der Apotheke in G. sein Ende nahm.

Atemlos trat der Kleine ein. Der Apotheker studierte lächelnd das Rärtchen, gab dem Kinde das Verlangte und empfahl ihm, sich unterwegs nicht aufzuhalten, damit er nicht zu spät die andere Arznei hole.

Dieser Mahnung hätte es indes nicht bedurft; denn kaum hielt der Knabe das Empfangene in Händen, als er auch schon einen zweiten Dauerlauf begann, den er nur einmal unterbrach, um seine Lungen ausruhen zu lassen.

Um $\frac{3}{4}$ 9 Uhr konnte er seinem Auftraggeber das Verlangte aus G. überreichen.

„Bleibst lange, mein Junge!“ meinte dieser. „Bald ist es neun Uhr, und du warst erst einmal in G.“

„Herr, der Weg ist weit“, entgegnete der Knabe zaghaft, „und jetzt ist es Nacht! Auch schmerzen mich meine Füße schrecklich.“

„Dann wirst du wohl kaum bis zehn Uhr wieder hier sein?“ fragte der Dunkelblonde.

„Ich werde laufen, so schnell ich kann; aber um ein wenig Nachsicht muß ich schon bitten.“

„Nun ja, spute dich!“ munterte der Bärtige das Kind auf. „Hier ist ein zweites Rärtchen an den Apotheker. Wir warten eine Viertelstunde länger auf dich. Aber fahren darfst du nicht, wenn dich auch jemand aufnehmen wollte; hörst du? Thust du das, so bekommst du nichts.“

„Ich werde gehen“, versetzte der Knabe und verließ das Kaffeehaus. —

In der ersten halben Stunde kam der Kleine noch leidlich vorwärts; dann aber wurden seine Beinchen immer müder, und mit Anstrengung schleppte er sich weiter. Warmes Blut rieselte an den Füßen herunter aus einer Wunde, die er sich an einem spitzen Stein gestoßen hatte, und erschöpft hielt das Kind inne.

„Liebe Gottesmutter“, flüsterte er, und aus seinen Augen brachen Thränen, „verlasse mich jetzt nicht! Stärke mich, daß ich aushalte und dem kranken Vater helfen kann!“

Horch! Was hörte er! In der Nähe sloß ein kühnendes Wächlein. Schnell hinkte der Knabe zu dem Wasser und wusch seine wunden Füße, sowie Gesicht und Hände. Dann setzte er erfrischt und neu gestärkt seinen Weg fort.

Bald war er in G., woselbst ihn der Apotheker bereits mit Ungebuld erwartete.

„Es ist bald zehn Uhr, Junge“, sprach er,

„und du mußt sehr eilen, wenn du die Herren noch antreffen willst!“

„Ich kann nicht mehr schneller, lieber Herr!“ erwiderte der Knabe traurig; „meine Füße sind wund und schmerzen mich sehr.“

„Zeig her!“ sprach der Apotheker, welcher mit dem Kinde Mitleid empfand. „Ich will dir für deine Wunden etwas geben.“ Eilfertig holte er eine Salbe herbei, sowie Watte und Leinenzeug, reichte es dem Knaben und half ihm beim Verbinden.

Fünf Minuten später schied der Kleine mit einem herzlichen „Vergelt's Gott“, um den letzten Teil seiner schweren Aufgabe zu erfüllen.

Die kühlende Salbe that seinen Füßen wohl, und die Leinwand schützte ihn einigermaßen vor neuen Verwundungen. Dennoch wurden seine Schritte immer langsamer, und eine namenlose Angst, unterwegs zusammenzubrechen, bemächtigte sich seiner.

Erschöpft ließ er sich auf einen Stein am Wege nieder, als die Turmuhren der Stadt eben das erste Viertel einer neuen Stunde meldeten. Es war bereits $10\frac{1}{4}$ Uhr, und noch war er weit von München entfernt.

Traurig kniete er nieder und betete abermals. Da erschien ihm von neuem sein Traum; seinen Vater sah er gesund einhergehen, in seiner Mutter Augen glänzten Freudenthränen, vergessen war alles Leid. Der Knabe sah alles so deutlich, daß er glaubte, es greifen zu können.

„Mutter Maria, hilf mir!“ betete das Kind und faltete inbrünstig seine Hände.

„Sie hilfst dir!“ sprach eine Stimme neben ihm. Ueberrascht schaute der Knabe auf; an seiner Seite stand ein ehrwürdiger, alter Herr mit grauen Locken und weißem Vollbart.

„Hier, mein Kind“, sprach der Greis, „hast du ein Paar leichte Schuhe, die dir ermöglichen sollen, die Strecke bis München noch zurückzulegen. Und nun sage mir, wie du heißest und wo du wohnst.“

Der Kleine, welcher sich inzwischen von seiner Ueberraschung erholt hatte, nannte dem Herrn Namen, Straße und Hausnummer; dann zog er die Schuhe an seine Füße und dankte unter Thränen für die Hilfe und Teilnahme.

„Mache dich jetzt auf den Weg, mein Sohn!“ mahnte der fremde Beschützer; „die drei Herren erwarten dich. Sieh mich nicht so erstaunt an!“ fuhr er fort, als er das überraschte Gesicht des Kindes sah; „ich weiß alles. Wir sehen uns wieder. Eile dich!“

Mit diesen Worten trat der Greis zurück und schlug einen seitwärts gehenden Weg ein; der

Knabe aber eilte gen München, als ob er heute noch keinen Schritt gemacht habe. Verschwunden waren seine Schmerzen, verschleucht war seine Müdigkeit, vergessen sein Hunger. Er sah nichts weiter als den ehrwürdigen Greis, und die kleine Brust schwellte die Hoffnung auf die endliche Genesung des leidenden Vaters.

* * *

Die Herren waren eben im Begriffe, den Heimweg anzutreten, als der Kleine das Kaffeehaus wieder erreichte und zum Zeichen dessen, daß er in G. gewesen, aus der dortigen Apotheke das Gewünschte auf den Tisch legte.

„Das hast du noch gerade erwischt, mein Junge!“ wandte sich Robert an den Knaben; „fünf Minuten später, und du hättest uns nicht mehr angetroffen. Du bist lange geblieben.“

„Ich habe die Füße wund, und der Herr Apotheker hat sie mir ein wenig verbunden“, klagte der Knabe, „aber ich wäre dennoch nicht mehr nach München gekommen, sondern am Wege liegen geblieben, wenn die Mutter Gottes mir nicht Hilfe gesandt hätte.“

„So, so!“ lachte der Dunkelblonde. „Was war denn das für Hilfe, mein Sohn?“ Der Knabe erzählte die Begegnung mit dem Greis.

„Das war doch nur ein Mensch.“

„Ja freilich, aber von Gott in dem schlimmsten Augenblicke gesandt“, versicherte der Knabe überzeugungstreuen.

Als der Bärtige auf den Kleinen weiter einzudringen versuchte, unterbrach ihn Robert mit den Worten: „Lasse dem Knaben seinen frommen Glauben. Du siehst, seine Hoffnung hat ihn nicht betrogen. Der Glaube kann Berge versetzen, und ich beneide den Kleinen um seine Ueberzeugungstreue.“

Damit reichte er dem Knaben ein Goldstück.

„Hier, mein Junge! Deine Ehrlichkeit verdient einen Lohn. Du hast das Geld sauer genug verdient. Bleibe auch ferner gut und aufrichtig, und vor allen Dingen wünsche ich dir, daß die Gottesmutter auch deinem Vater zur Gesundheit ver helfe!“

Die beiden andern Herren folgten dem Beispiele des Freundes; auch sie beschenkten den ermatteten Knaben reichlich.

„Wenn du wieder hierher kommst“, bat der Dunkelblonde, „so berichte uns, ob dein Vater genesen ist!“

Der Kleine versprach dies und zog freudestrahlend mit seinem Kästchen nach Hause.

* * *

Am andern Tage wurde in der Hauptkirche Münchens eine große, prächtige Kerze der Mutter Gottes geweiht, und am Altare kniete ein kleiner Knabe in andächtigem Gebete nieder. Flehend hob er die kleinen gefalteten Hände zu dem Bilde der Himmelkönigin empor und stammelte heiße Dankesworte.

Während dieser Zeit hatte ein vornehmer, alter Herr die Eltern des Knaben aufgesucht und sich eingehend nach ihren Verhältnissen erkundigt. Er war im Kaffeehaus unversehens Zeuge des Gespräches zwischen den drei jungen Herren und dem Kinde gewesen, und das Gottvertrauen des Kleinen hatte ihn tief erschüttert.

Noch am selben Abend war er dem Knaben auf dem Wege nach G. entgegen gegangen, nachdem derselbe zum zweitenmal die Tour angetreten hatte. Er ahnte, daß das Kind der Anstrengung erliegen würde, wenn ihm nicht rechtzeitig Hilfe werde. So beschloß er denn, zuerst ein paar bequeme Schuhe zu kaufen und diese dem Knaben zu bringen; dann wollte er sich nach dessen Namen und dem Stand seiner Eltern erkundigen und helfend eingreifen, um den Vater gesund zu machen.

Herr von Sternfeld — so hieß der Greis — veranlaßte vor allen Dingen die Verbringung des Kranken in eine Heilanstalt und eine vortreffliche Pflege desselben. Der bleichen, abgehärmten Mutter überreichte er hundert Mark zur Bestreitung des Notwendigsten. Für den Knaben versprach er sich noch besonders zu interessieren und verließ dann das ärmliche Stübchen mit der Versicherung, er werde wiederkommen.

Glückstrahlend hörte der Knabe bei seiner Heimkehr, was vorgefallen war, und seine Augen emporrichtend, sagte er: „Mutter, es hilft; Großmutter hat recht. Eben komme ich aus der Kirche, woselbst ich der Mutter Gottes eine schöne Kerze geweiht habe, damit der Vater gesund werde.“

Der Zustand des kranken Vaters besserte sich unter der Hand geschickter Aerzte und bei aufopfernder Pflege von Tag zu Tag, und nach nicht ganz drei Wochen konnte der glücklich Genesene wieder seinem Berufe nachgehen. Der kleine Otto, dessen unerschütterliches Gottvertrauen diese Wendung hervorgebracht hatte, brauchte nun nicht mehr Bündhölzchen zu verkaufen; aber noch einmal betrat er jenes Kaffeehaus, um den drei Herren zu berichten.

Die letzteren hatten den Knaben längst vergessen, und sie waren nicht wenig überrascht, als sich eines Abends gegen sieben Uhr ein sauber gekleideter Knabe am Tische einfand und ihnen

befcheiden mittheilte, daß er sein Versprechen einlösen und ihnen mittheilen wolle, daß der Vater längst gesund sei.

„Ganz so, wie ich es im Traume gesehen, ist es gekommen“, versicherte der Kleine. „Großmutter hat Recht behalten; ich habe zur Gottesmutter gebetet, und das hilft.“

Aus dem Knaben ist längst ein Mann geworden, aber heute wie damals ist sein Gottvertrauen felsensfest. Der Weg nach G., die der Himmelskönigin geweihte Kerze und die fast plötzliche Hilfe in schwerer Not sind sein guter Stern in den Stürmen des Lebens geworden.

Die Bewohner der Erde.

Auf der Erde giebt es gegenwärtig 3064 Sprachen und die Bewohner bekennen sich zu mehr als tausend Religionen. Die Anzahl der Männer ist nahezu jener der Frauen gleich. Das Durchschnittsalter beträgt 33 Jahre. Ein Viertel der Erdbevölkerung stirbt vor erreichtem siebenzehnten Lebensjahre. Unter 1000 Personen erreicht nur 1 das Alter von 100 und nur 6 das Alter von 65 Jahren. Es giebt etwas mehr als eine Milliarde Menschen auf der Erde; davon sterben 35 214 200 jedes Jahr, 96 480 jeden Tag, 5020 jede Stunde, 67 in jeder Minute und 1 in jeder Sekunde. Dagegen werden jährlich 36 792 000, täglich 100 800, stündlich 4200 und in jeder Minute 70 Menschen geboren. Die Verheirateten sind langlebiger als die Unverheirateten, die Mäßigen und Fleißigen leben länger als die Schwelger und Faulen, und die Angehörigen civilisierter Völker haben eine durchschnittlich längere Lebensdauer als jene der noch uncivilisierten. Große Menschen leben in der Regel länger als kleine. Die Zahl der verheirateten zu den unverheirateten Personen steht in dem Verhältnisse von 75 : 1000. Geburt und Tod finden häufiger in der Nacht als am Tage statt. Kinder im Frühjahr geboren sind kräftiger, als solche zu anderen Jahreszeiten Geborenen.

Allerlei Vereintes.

In manchen Gegenden, namentlich in Oberbayern und Tirol, findet man an den Häusern allerlei Sprüche. Wenn der „Better“ mit seinem Kalender auf der Wanderschaft ist und an einem Hause oder in einer Wirtsstube einen gescheiten Spruch findet,

so hat er seine Freude daran und notiert denselben, um ihn gelegentlich seinen Lesern mitzutheilen. So fand er an einem Hause in Wörishofen folgenden Vers:

Das Haus ist mein und doch nicht mein,
Der vor mir war, meint' auch 's sei sein.
Er zog aus und ich zog ein,
Nach meinem Tod wird's auch so sein.

In Aibling in Oberbayern hat ein Schuhmacher folgende Hausinschrift:

Sebastian Feile, Schuhmacher,
Der läßt den lieben Herrgott walten,
Macht neue Schuh und flickt die alten.

An einem andern Hause daselbst ist zu lesen:

Friede, Freude, Fröhlichkeit
Walte stets in diesem Haus;
Gott behüte alle Leut,
Die da gehen ein und aus.

Ferner:

Wenn dieses Haus nur so lang steht,
Bis aller Haß und Neid vergeht,
Dann bleibt's fürwahr so lange stehn,
Bis daß die Welt wird untergehn.

Ein Wirt begrüßt seine Gäste mit den Versen:

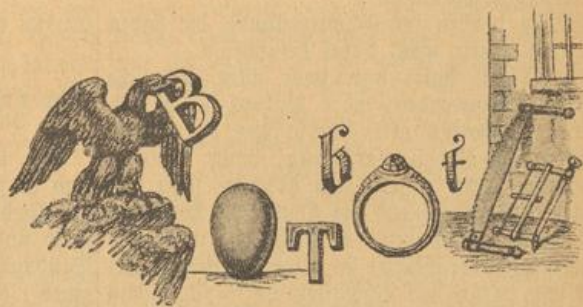
Leichten Mut bring' herein,
Sorgen laß draußen sein.

Euch durstige Seelen grüß' ich alle,
Bekomm's Euch wohl in meiner Halle.

In Zell am See in Tirol trägt ein Wegweiser folgende Inschrift:

Folge dem Zeiger auf diesem Schild,
Er führt dich zum schönsten Landschaftsbild.

Bilder-Rätsel.



„uabəə ʃbuʀq ʱəqʀk“ :ʃun!a!l!nʀ

Bezahlte Schuld.

Eine Geschichte aus dem Jahre 1849.

1.

Der Köhler Andres geht unter die Freischaren.

Im Hechingenschen nahe an der württembergischen Grenze liegt ein kleines Dorf mitten im Waldgebirge, und etwa eine Viertelstunde davon entfernt liegt mitten im Fichtenhaine eine kleine Walbhütte. Darin wohnte Andres, der Köhler, mit seinem jungen Weibe Marie und dem kleinen Andres, das war sein Sohn und einziges Kind, ein hübscher, rotwangiger Bube, acht Jahre alt, wie der Vater starb. Wie nämlich der Kriegslärm anno neunundvierzig durch Süddeutschland ging und in Baden das Revolutionsfeuer zur hellen, lichten Flamme emporloberte, hatte Andres zu seinem Weibe gesagt: „Frau, das ist eine große, gewaltige Zeit, die über das Land gekommen ist, da soll keiner daheim bleiben. Es geht ohnehin die Rede, der Fürst wolle sein Land an den König von Preußen abtreten; sollen wir aber unsern Herrn wechseln, so ist es am besten, wir versuchen es einmal mit der Republik, wie unsere Nachbarn drüben im Schweizerlande, die haben sich noch immer wohl dabei befunden.“

Die Marie hatte nun zwar alles Mögliche dagegen einzuwenden, aber Andres blieb fest, nahm des Vaters alte Büchse von der Wand, reinigte und ölte sie sorgfältig, dann küßte er seine Frau recht herzlich zum Abschied, legte dem kleinen Andres segnend die Hand auf die Stirn und sagte dem Buben, er möge gut und brav werden und der Mutter in allen Stücken gehorsam sein, wenn der liebe Gott es so füge, daß er längere Zeit ausbleiben solle. — Und in der That, er ist richtig ausgeblieben, nicht lange Zeit,

sondern auf Nimmerwiederkehren, denn er fiel in einem Gefecht. Wie die arme Marie das hörte, fiel sie in eine schwere Krankheit, denn sie hatte ihren Mann sehr lieb gehabt, und nur mit Mühe und nach hartem Krankenlager ist sie wieder genesen.

Das war alles im Jahre 1849, und es sind in diesem Jahre viele Familien gewesen, denen es um kein haarbreit besser gegangen ist; große Trauer war überall in den deutschen Landen. Die arme Marie aber war ganz besonders schlimm daran, denn sie hatte mit Andres nicht nur den Mann ihres Herzens, sondern auch ihren und des Kindes Ernährer verloren; die Krankheit hatte ihre mühseligen Ersparnisse aufgezehrt, und wenn sie auch gleich, wie sie nur einigermaßen wieder zu Kräften gekommen, sich nach Arbeit umgethan hatte, war sie doch nicht ohne Sorge, wie es den Winter über gehen würde, zumal da sie in der Gegend gar niemand besaß, der sich ihrer angenommen hätte, denn sie war aus dem Hessischen gebürtig und hatte sich ins Hechingische verheiratet. Aber auch in der Heimat besaß sie keine Verwandte oder Freunde, die etwas für sie hätten thun mögen; die einen waren gestorben, die andern hatten kaum selbst genug, sich küm-



Andres nahm herzlichen Abschied von Frau und Kind.

merlich durchzubringen.

2.

Der unheimliche Besuch in der Köhlerhütte.

So war die Weihnachtszeit herangerommen, und es war gerade am Christabend, oder besser am Nachmittage des Christabends, als Marie sinnend und nachdenklich in einer Ecke ihres kleinen Stübchens saß. Sie dachte daran, wie sie vor einem Jahr um dieselbe Zeit munteren Herzens mit dem Andres in die Stadt hineingegangen war, eine Weihnachtsbescherung für den kleinen

Andres zu kaufen, denn die warmen Schuhe und die Pelzmütze, die Weihnachtsbescherung für den großen Andres, hatte sie schon eine Woche vorher besorgt. Sie war damals so glücklich und froh gewesen, und jetzt — wie hatte sich das alles geändert! Gar gern hätte sie dem armen Knaben auch diesmal wieder eine Weihnachtsfreude gemacht, einen Christbaum mit ein paar Lichtern darauf, — und ein Paar neuer Stiefel war dem Kleinen so notwendig wie das liebe Brot. Aber sie mochte die drei Gulden in ihrer Schublade umwenden, so viel sie wollte, es wurden ihrer nicht mehr, und doch war das der letzte Rest ihres Geldes, und sie wußte nicht, wann sie wieder etwas zu verdienen haben würde. — Endlich schob sie den Kasten wieder zu, und während sie den Kopf in die Hand stützte, rannen ihr die heißen Thränen über das bleiche, abgehärmte Gesicht.

Der kleine Andres, wie er die Mutter weinen sah, stieg leise von der Ofenbank herunter, auf welcher er gespielt hatte, um sie zu trösten, oder um ihr tapfer weinen zu helfen, was sie beide oft genug stundenlang trieben. Die arme Marie nahm den Knaben auf ihren Schoß und drückte ihn an ihre Brust, und während sie so kummervoll dreinschaute, hörte sie es gar nicht, wie außen auf dem Schnee knisternde Tritte hörbar wurden, sie sah es nicht, wie ein bleiches Gesicht mit wildem, struppigem Haar und Bart durch das Fenster hereinschaute, und erst als sich rasch die Thür öffnete und der Besitzer des unheimlichen Gesichts, ein langer, hagerer Mann, auf der Schwelle erschien, stieß sie einen lauten Angstschrei aus und sprang auf, während sich der kleine Andres voll Schrecken hinter der Mutter verbarg. Und sie hatten beide wohl Ursache, über diesen unvermuteten Besuch zu erschrecken. Der Fremde hatte nicht das beste Aussehen; er trug Hosen und Kittel von grauer Leinwand, wie die Sträflinge in den Zuchthäusern, dazu einen mächtigen Knüttel, den er sich aus dem Stamm einer jungen Eiche geschnitten, kurzum man sah, es war ein Mensch, der aufs äußerste gebracht zu sein schien und sich in seiner Verzweiflung wohl so wenig daraus machte, Menschenblut zu vergießen, wie einer einem Huhn den Hals umdreht.

„Frau“, sagte der Fremde mit rauher, heiserer Stimme, „ich habe Hunger, gebt mir etwas zu essen; ich habe keinen Kreuzer in der Tasche, Ihr müßt mir Geld geben, daß ich weiter fort kann, auch einen Rock, daß ich den Kittel wegwerfen kann.“

„Um Gottes Willen, Ihr werdet eine arme Witwe nicht berauben wollen“, versetzte Marie, mit bittenden Händen einen Schritt vortretend, während Andres sie furchtsam an den Kleidern zurückhielt.

Aber in ihrer Herzensangst hatte sie da wohl das Schlechteste gesagt, was sie überhaupt sagen konnte, denn wie der Mann hörte, daß sie Witwe sei, schien er erst recht Mut zu fassen und sagte: „Ich will Euch nicht berauben, Frau, gewiß nicht; aber Ihr seht wohl, daß ich das haben muß, um was ich Euch gebeten, und daß es Eure Christenpflicht ist, mir's zu geben; nicht wahr, das seht Ihr ein?“

Diese Worte klangen so weit noch ganz manierlich, aber während er so sprach, machte der fremde, unheimliche Kerl eine so drohende Bewegung mit seinem Stock, daß die arme Marie laut aufschrie und sagte, er möge doch nur Erbarmen mit ihr haben um des Knaben willen, der sonst an ihr seine letzte Stütze verlöre; sie wolle ihm gern alles geben, was sie habe, wenn sie auch selbst deswegen Not leiden müsse.

„Nein“, versetzte der Mann, aber immer noch wild drohend; ich will nicht alles haben, was Ihr besitz, sonst würde es mir nicht darauf ankommen, es Euch mit Gewalt zu nehmen. Aber gebt mir, um was ich gebeten habe, Ihr könnt versichert sein, ich brauche es notwendiger als Ihr, und wenn Ihr auch noch so arm seid. Aber macht damit, hört Ihr wohl, sonst dürfte es zu unserm beiderseitigen Schaden sein.“

Die arme Frau sah ein, daß solchem Burschen gegenüber nichts zu machen sei, als sich zu fügen, und so ging sie zitternd zu dem Spinde, nahm ein Brot heraus und aus einem andern Schrank einen Rock ihres seligen Mannes, der noch ziemlich gut war, denn sie dachte, wenn der Mensch Gewalt braucht, nimmt er dir zuletzt alles; aber das bare Geld ging ihr gar schwer an, und erst als der Räuber sie in barschem Tone nochmals daran erinnerte, zog sie die Schublade heraus, nahm einen Gulden und sagte, er möge Mitleid mit ihr haben, es seien zwar noch zwei Gulden vorhanden, aber sie müsse so lange mit ihrem Kinde davon leben, bis sie wieder Arbeit gefunden, und niemand sei, der ihr etwas borge.

„Schon gut, schon gut!“ sagte der wilde, unheimliche Gast, „gebt nur her und behaltet das übrige.“ — Und dabei griff er gierig nach dem Brote, dem Rock und dem Guldenstück. Dann fragte er, wie die nächste Stadt heiße, und nach Mariens Tauf- und Geschlechtsnamen. Sie nannte ihm beides.

„Ich dank' Euch für Eure Güte, Frau Andres“, versetzte er da; aber seine Worte klangen ihr wie bitterer Spott und Hohn, denn wo einer mit Gewalt nimmt, hat er nichts zu danken, und offenbar war es doch nur Gewalt, der sie gewichen war; „und nun thut mir und Euch den Gefallen und bleibt ruhig hier in Eurem Stübchen sitzen, wenigstens eine Stunde lang, hört Ihr! Es sind noch mehr draußen, die Eure Thür scharf im Auge behalten werden. Nicht wahr, Ihr werdet mir das versprechen?“

Sie gab ihm zitternd ihre Zusage.

„Und nun gehabt Euch wohl!“ sagte er und hatte währenddem den Rock angezogen, der ihm

zwar etwas schlotternd saß, denn Andres war groß und weit stärker als der Fremde gewesen; dann faßte er an seine schmutzige Mütze und verließ die Stube. Gleich nachher sah ihn Marie durch das Fenster, wie er sich in den Wald hinein schlug und dabei gierig in das Brot hineinbiß, welches sie ihm gegeben. Er mochte wohl lange nichts gegessen haben. Die arme Beraubte hatte allerdings daran gedacht, wenn der Landstreicher sich entfernt habe, eiligst in das Dorf zu laufen und die Sache anzuzeigen, vielleicht daß man den Burschen erwischte, und sie wieder zu dem Ihrigen käme, denn der

Rock, den sie ihm gegeben, war noch so gut wie neu, und daß seine Kameraden außen lauerten, hielt sie doch nur für eine bloße Drohung. Aber wie sie sah, daß er so in das trockene, harte Brot hineinbiß, überkam sie Mitleid mit dem armen Menschen, und sie dachte, wie furchtbar es sein müsse, bei solchem Wetter draußen im Walde zu hungern und nicht einmal in eine Stadt oder Dorf hinein zu dürfen, um etwas Obdach und Nahrung zu erbetteln.

Indessen hatte sie der Schreck und die Aufregung doch so heftig angegriffen, daß sie lange Zeit brauchte, sich wieder zu erholen, und erst wie es schon ganz dunkel geworden war, konnte sie wieder aufstehen, um die dürftige Mehlsuppe

zu kochen, das Abendessen des kleinen Andres, denn sie selbst hatte keinen Hunger und nahm kaum ein paar Löffel voll davon. Das war ein trauriges Weihnachtsfest für die arme Frau. Sie glaubte nicht, daß es noch schlimmer kommen könne, und das war ihr einziger Trost, freilich ein trauriger. Aber auch dieser Trost wollte sich nicht als wahr beweisen; es kam doch noch schlimmer.

3.

Das kranke Kind.

Wieder war ein Jahr ins Land hineingegangen, der Winter war gekommen und Weihnachten vor der Thür, aber in der kleinen Waldbütte sah

es trübseltiger aus, als jemals zuvor. Mühselig und elend hatte das arme Weib sich den Sommer über durchgebracht; aber wie der Herbst herankam und die Blätter von den Bäumen fielen, fing der kleine Andres, der schon immer mager und blaß ausgesehen, an zu kränkeln. Es wurde immer schlechter mit ihm, und der Armenarzt in Hechingen, der zwar etwas verschrieben hatte, zuckte die Achseln und sagte zu der trostlosen Mutter, das Kind würde wohl das Frühjahr nicht wieder erleben. Und die Prophezeiung schien nur allzu gut in Erfüllung gehen zu wollen. Der Knabe war zwar nicht

bettlägerig, aber er schwand von Tag zu Tag mehr hin und wurde immer schwächer und saß viele Stunden lang still und trübselig in der Ecke am Ofen. So kam wieder Weihnachten heran.

Zu dem Arzte in Hechingen hatte Marie kein großes Zutrauen, oder wenigstens wäre es ihr doch lieb gewesen, einmal einen andern Doktor zu fragen, ob denn alle Hoffnung vergeblich sei; aber das kostete Geld, und sie hatte keins. Was noch von ihrem Besitztum von einigem Wert, war bereits verkauft worden, denn die Ersparnisse ihrer dürftigen Arbeit von der Sommerszeit her waren in den paar Wintermonaten hingegangen. Sie spann zwar daheim für Geld, daß sie den



Ich habe Hunger, gebt mir etwas zu essen.

kranken Knaben nicht zu verlassen brauchte, aber was brachte das ein!

Nun hatten ihr aber die Leute im Dorfe gesagt, drüben, jenseits der Berge, im Württembergischen, sei ein Doktor, keiner von den großstädtischen, der bei seinen Kunden im zweispännigen Wagen vorfährt, sondern ein schlichter Bauern doktor, der auf dem Dorfe wohne wie ein anderer Landmann und gar geschickt und kundig sei, die Ursachen der Krankheiten zu erkennen und ihnen zu helfen; auch habe er schon manchem Armen ein Rezept geschrieben und sei mit dem bloßen „Vergelt's Euch Gott“ zufrieden gewesen. Zu dem solle die Marie einmal mit dem kranken Knaben hingehen. Die arme Mutter ließ sich das nicht zweimal gesagt sein, und es war gerade am Tage vor Weihnachten, als sie sich noch vormittags aufmachte, den Doktor zu besuchen, daß sie am Abend noch bei guter Zeit heim sein könne, denn es war drei Stunden bis dahin, und sie mußte den kleinen Andres fast den ganzen Weg über tragen. Aber was trägt und duldet die Mutterliebe nicht! — Und so schritt sie, den Knaben und sich in den alten Mantel gewickelt, der ihr noch aus besseren Zeiten übrig geblieben, rüstig vorwärts; aber trotzdem war es doch schon längst Mittag vorüber, als sie endlich das fremde Dorf und das behäbige Haus des Doktors erreichte.

Mit zitternder Hand öffnete sie die Thür, nachdem sie draußen angehalten, um Atem zu schöpfen. Es war ihr bange, sie könnte zuletzt den weiten Weg vergeblich gemacht haben, der Doktor sei vielleicht nicht zu Haus, oder wenn er daheim, so würde er sie am Ende doch nicht vorlassen, wenn er ihren ärmlichen Aufzug sehe. — Aber es ging anders, als sie vermutete. Statt einer stotternd gekleideten Doktorsfrau, die sie hochmütig vom Kopf bis zum Fuß beschaute, gab es da ein niedliches, junges Mädchen von etwa fünfzehn Jahren, mit blonden Haaren und blauen Augen, auch gar nicht vornehm, sondern wie ein rechtes Bauernmädchel gekleidet, die kam heraus und fragte nach ihrem Begehr und führte sie dann in die Stube hinein, indem sie sagte: „Hier, Großvater, ist eine arme Frau mit ihrem kranken Knaben, den sollst Du gesund machen.“

Das klang so hübsch und so zutraulich, daß die arme Marie allgemach wieder Mut faßte, und auch in dem kleinen Stübchen sah es gar behaglich, wenn gleich gar doktormäßig und gelehrt aus. Da standen in dem Wandschrank ganze Reihen von Flaschen und Büchsen aufmarschirt, wie die Soldaten, an den Wänden hingen ge-

trocknete Kräuter mannigfacher Art, von einem Gestell herunter grinsten ein weiß gebleichter Totenkopf, und ein sehr großer Mörser und eine sehr kleine Wage vervollständigten die Ausrüstung des Zimmers. Und mitten in all diesem geheimnisvollen Kram saß der alte Doktor selbst, der bis dahin in einem großen Buche gelesen, und sah die Eintretende durch seine Brille mit einem so gutmütigen und wohlwollenden Gesichte an, daß Marie ihr ganzes Zutrauen wieder fand und zu sich sagte: „Das ist der Mann, der dem kleinen Andres helfen kann, sonst keiner.“ — Auf des Doktors Zureben nahm sie auch den Mantel ab, denn es war sehr heiß in dem Stübchen, und dann setzte sie sich auf einen Stuhl nieder, den ihr das kleine, blonde Mädchen hingestellt hatte; sie blieb zuerst stehen, aber der Doktor wollte es so haben, und auch eine Fußbank brachte man ihr.

Da saß sie nun also, den kleinen Andres auf dem Schoße, der trübselig drein blickte mit dem bleichen, kranken Gesichtchen, und erzählte dem Doktor die Krankheitsgeschichte des Kindes. Wie sie damit fertig war, stand der Doktor auf, des Kleinen Puls und Zunge zu untersuchen, während Marie ängstlich an seinem Blicke hing, als wolle sie schon im voraus das Resultat der Untersuchung herauslesen. Ein beruhigendes Lächeln, aber mitleidig und wehmütig zugleich, glitt über des Doktors Gesicht.

„Es wird sich schon bessern, habt keine Sorge, liebe Frau“, sagte er; „ich will Euch einen Trank zurecht machen, der ihm gut thun soll; aber damit ist allerdings noch nicht geholfen. Das andere Rezept, das ich Euch verschreibe, müßt Ihr selbst zurecht machen, nämlich alle Tage eine ordentliche, kräftige Suppe von Kalbfleisch für den Knaben, auch dann und wann ein Huhn oder so dergleichen, daß der Junge wieder zu Kräften kommt.“

Wie der Doktor das sagte, konnte die arme Marie ihre Thränen nicht zurückhalten; woher sollte sie bei ihrer Armut diese Medizin nehmen, die der Doktor ihr da verschrieb, und endlich sagte sie's gerade heraus, sie sei so arm, daß sie kaum Erdäpfel und Mehlsuppe erschwingen könne, geschweige denn etwas anderes. Der Doktor, der eben eine Büchse von seinem Schrank herunter gelangt hatte, die Arznei für das Kind zu bereiten, wendete sich um und sah ihr freundlich in das hübsche, aber bleiche und abgehärmte Gesicht. — „Nun, nun“, sagte er, „seid Ihr denn wirklich so übel dran, liebe Frau; was ist denn mit Eurem Mann, kann der nichts verdienen? . . .“

Setzt Euch noch einmal . . . so . . . und erzählt mir Eure Geschichte hübsch von der Leber weg."

Die Marie gehorchte zwar, aber sie hatte nicht wenig Angst, der Herr Doktor, so freundlich und wohlwollend er auch aussah, möchte ihr zuletzt gram werden, wenn er höre, daß ihr Mann auch unter die badischen Freischärler gegangen und dort totgeschossen worden sei, und ihr sagen, das sei die Strafe Gottes dafür, wie es der reiche Kaufmann in Hedingen gemacht hatte, der ihr deshalb die geringe Arbeit entzogen, welche sie bei ihm gehabt hatte; — aber wie gern sie es auch verschwiegen, so mußte sie doch mit der Sprache heraus. So erzählte sie denn alles, wie sie heiße, wo sie wohne und wie sie um ihren Mann gekommen sei. Der Doktor hörte aufmerksam zu und nahm eine Brise über die andere mit großem Eifer, als wolle er damit seiner Nüchternheit und den Thränen wehren, die ihm deshalb doch in die Augen kamen.

"Nun, wenn es so mit Euch steht", sagte er, ihr die Hand reichend, "da wollen wir auch schon sehen, ob nicht zu helfen ist. Ich habe zwar auch just nicht viel, aber wenn ich's nach Stuttgart schreibe, so ist doch noch genug in den Kassen der

Demokraten, eine arme Witwe zu unterstützen, die ihren Mann im Felde verloren hat. Hier nehmt dies einstweilen als eine Abschlagszahlung, und dann verlaßt Euch auf mich. Ich werd's schon machen." — Er reichte ihr einen Kronenthaler, den er aus seinem Geldkasten hervorgefucht. — "Nehmt, nehmt, Frau", sagte er fast unmutig, als sie sich weigerte, "das ist kein Almosen, das ist nur eine kleine Zahlung auf das, was Euch die Demokraten schuldig sind, und ich bin auch einer, ja ganz gewiß."

4. Unverhoffte Hilfe.

In diesem Augenblick pochte es an das Fenster; der Briefbote stand außen. — "Da bring

ich Euch ein gutes Weihnachtsgeschenk, Herr Doktor", sagte der Mann, den Brief hinreichend. "Ist frankiert . . . Wünsche vergnügte Feiertage, Herr Doktor."

"Hm, hm, . . . an mich? . . . Inliegend ein Wechsel von fünfhundert Gulden", brummte der Doktor, den Brief von allen Seiten anschauend, als wolle er sehen, ob die Adresse auch richtig sei. "Wer schickt mir das viele Geld?" Dann gab er der Marie ein Zeichen zu warten und nahm eine Scheere, den Brief sorgfältig aufzuschneiden. Es mußte etwas Kurioses darin stehen und auch ein langer Brief sein, denn er las wohl eine Viertelstunde daran und mehr; dann

aber wendete er sich wieder zu Marie: "Das ist eine gar seltsame Geschichte", sagte er, die Frau nachdenklich durch seine Brille betrachtend. "Andres . . . Andres . . . der Name und alles trifft sonst zu . . . So sagt mir doch einmal, liebe Frau, es ist heut Weihnachtsabend, wißt Ihr Euch noch zu besinnen, wo Ihr heut vor einem Jahre gewesen?"

"Gewiß, Herr Doktor", ich war daheim in der Stube", antwortete sie verwundert.

"Und ist Euch da nicht etwas Besonderliches passiert?"

"Doch, Herr Doktor", sagte sie verlegen; "es kam da ein fremder Mann zu mir, es war eigentlich kein Bettler, aber es war auch kein rechter Räuber, denn er nahm mir nicht alles, sondern war zufrieden, als ich ihm einen Rock von meinem seligen Mann gab und einen Gulden, das Stückchen Brot nicht zu rechnen. Ach, es war ein rechter Unglückstag für mich. Ich habe nachher viel darum geweint, aber gesagt habe ich's niemandem; der Räuber schien es wirklich nur aus Not und Hunger gethan zu haben, und ich wollte nicht, daß die Gendarmen ihn um meinethwillen verfolgten. Ich bin ja deshalb doch noch durchgekommen."

Dem alten Herrn schien die Geschichte großen



Sie erzählte nun dem Doktor alles.

Spaß zu machen, denn er fragte nach allen Einzelheiten derselben, ließ sich's genau beschreiben, wie der Räuber ausgesehen habe, was er gesagt, wie er sich angestellt und so fort. Sie mußte ihm das alles haarklein erzählen, und als sie endlich damit fertig war, sagte er mit gemüthlichem Lächeln: „Nun aber denkt Euch, Frau, wenn ich Euch sage, daß dieser Brief hier eben von diesem Räuber ist, der mir schreibt, ich solle Euch aufsuchen und Euch, weil Ihr ihm glücklich durchgeholfen habt, die fünfshundert Gulden in seinem Namen geben, die dies Stückchen Papier wert ist.“ Und damit hob er den Wechsel in die Höhe, der in dem Briefe gelegen, ihn der Marie zu zeigen, welche mit offenem Munde dasaß und weiter nichts hervorbringen konnte, als: „Fünfshundert Gulden!“

„Jawohl, fünfshundert Gulden, hier steht's geschrieben, und wenn Ihr das Stückchen Papier nach Stuttgart schickt, könnt Ihr schon morgen das Geld haben.“

„Herr Doktor“, sagte Marie hastig und zitternd, „gebt mir von dem Gelde den Gulden, den mir der Mann genommen, und sechs Gulden für den Rock, das war er gewiß wert, und der Tröbder in Heddingen hätte es auch dafür gegeben; das macht zusammen sieben Gulden; mehr mag ich keinen Kreuzer von dem Gelde, das doch unrecht erworbenes Gut ist. Vielleicht klebt gar Blut daran!“

Wie sie das sagte, fing der Doktor laut an zu lachen, daß die Marie ordentlich einen Schreck kriegte und meinte, sie müsse wohl etwas sehr Dummes gesagt haben; endlich aber sprach er: „Nein, wir wollen nicht weiter darüber streiten, Frauen; das ist ein gar schöner, frommer Glaube, den Ihr da ausspricht, obwohl er in der Wirklichkeit nicht Stich hält; was nun aber dies Geld anbetrifft, so mögt Ihr's nur ohne Bedenken nehmen, denn der Räuber ist ein guter Freund von mir.“

„Ein Freund von Ihnen, Herr Doktor?“ sagte Marie, den Mund aufreißend. Sie konnte gar nicht meinen, daß sie recht gehört habe. — „Ja, ein Freund von mir; seht Ihr, da steht's oben drüber geschrieben: Lieber, teurer Freund! Und wenn Euch das wunder nimmt, will ich's Euch nur sagen, daß er allerdings kein gewöhnlicher Räuber gewesen ist, sondern einer von den Demokraten, die in Bruchsal gefessen haben, und der aus dem Gefängnis entsprungen ist ohne Geld, ohne Hilfsmittel. Fast vierzehn Tage hat er sich in den Bergen umhergetrieben, da er die Gegend nicht kannte, bis er endlich glücklich den Bodensee erreichte und in die Schweiz hineingekommen,

jetzt aber nach Amerika hinüber ist. Es waren fast drei Tage, daß er nichts gegessen hatte, als er bei Euch in die Hütte trat, aber zu erkennen wollte er sich nicht geben, sondern hat, wie es scheint, seine Rolle gut gespielt. Er läßt Euch auch um Entschuldigung bitten wegen des Schrecks, den er Euch eingejagt, und das Geld könnt Ihr ganz ruhig behalten, er ist ein reicher Mann und hat das Räuberhandwerk damals nur so ausnahmsweise getrieben.“

Der Marie rollten die heißen Thränen über die Wangen, während der Doktor so sprach. „Fünfshundert Gulden!“ sagte sie endlich schluchzend; „lieber, guter Gott, mein kleiner Andres wird nun nicht sterben.“

„Ach was, sterben!“ polterte der Doktor in gutmüthigem Unwillen heraus; „er wäre auch nicht gestorben ohne das Lumpengeld da. Meint Ihr denn, ich hätt' es mit angesehen, wie der hübsche Junge so allgemach dem Grabe entgegen gegangen wäre? Nein, Frau, und ich wollt's Euch schon vorher sagen, ehe der Brief angekommen ist, ob Ihr nicht Eure Waldhütte verlassen und zu mir ins Haus kommen wollt. Mein Schwiegersohn ist auch drüben in der Schweiz und darf nicht heimkommen, und meine Tochter will auf Neujahr zu ihm, ich kann sie nicht halten, und da brauch ich eine ordentliche Person für mein Hauswesen, denn der kleine Knirps, die Lisabeth da, die sie mir hier lassen wollen, ist ein Springinsfeld, auf den kein Verlaß ist.“

„Oho, Großvater! Ein kleiner Knirps meinst Du!“ sagte die kleine Blonde und hob sich auf den Fußspitzen; „weißt Du nicht, daß ich nächste Ostern fünfzehn Jahre alt werde!“

„Nun, das ist auch was rechts!“ lachte der Alte; „aber wie steht's mit Euch, Frau Andres, wollt Ihr kommen?“

„Fragt Ihr noch, Herr Doktor!“ sagte sie, vor Freude weinend. „Ach, lieber Gott, ich bin ganz konfus und wirr im Kopfe vor all' dem Glück.“

„Gut also, das wäre denn abgemacht“, meinte der Doktor, ihr die Hand reichend. „Morgen früh mögt Ihr heimgehen, das alles zu besorgen, was ihr zu thun habt. Heute Abend bleibt Ihr hier bei mir, denn es ist zu spät, um nach Haus zu gehen; widerspricht nicht erst lange, . . . Ihr bleibt hier und der Knabe auch. Wenn Ihr vor einem Jahr einem Freunde von mir geholfen habt, kann ich Euch wenigstens eine Abendsuppe und ein Nachtlager geben, bis auf weiteres.“

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer, und Marie blieb mit der kleinen Lisabeth zurück. Draußen brach schon der Abend herein durch die

Fenster, und die Glocken des Dorfes läuteten die Weihnacht ein. So ging wohl eine Viertelstunde hin. Die Elisabeth plauderte mit dem kleinen Andres, der von der Mutter Schoß herabgestiegen war, und die arme Marie weinte still und freudig in sich hinein. Da ging wieder die Thür auf und der Doktor trat ein, ein Licht in der Hand, und mit ihm eine hübsche, rüstige Frau, das war seine Tochter, der Elisabeth ihre Mutter, und zwei Kinder, ein Bube und ein Mädchen, kamen mit ihr; die grüßte die Marie freundlich und nahm den kleinen Andres bei der Hand und führte sie beide in die andere Stube zur ebenen Erde, des Doktors Wohnzimmer. Da stand auf dem sauber gedeckten Tisch ein Tannenbaum mit hellbrennenden Lichtern, und die Weihnachtsgeschenke für die Elisabeth und für die andern Kinder lagen darum her. An einer Stelle

aber lag ein Brief und der Wechsel über die fünf- hundert Gulden darauf, das war für die arme Marie, daneben eine warme Tuchjacke, die hatte erst des Doktors Entel bekommen sollen, jetzt aber war sie für den kleinen Andres bestimmt, daß sich der auch freuen möge in dem allgemeinen Jubel.

Am andern Tag ging die Köhlersfrau zurück in ihre Hütte, um ihre Sachen in Ordnung zu bringen. Der kleine Andres aber mußte beim Doktor bleiben, da der Weg für ihn zu anstrengend gewesen wäre. Nach einigen Tagen kehrte die Mutter zurück und trat ihren neuen Posten als Haushälterin bei dem alten Doktor an. Als der Frühling ins Land kam, war der kleine Andres so weit wieder hergestellt, daß er mit den andern Knaben des Dorfes sich munter in Feld und Wald herumtummeln konnte. So hatte die Frau Andres auch wieder frohe Tage.

13 960 Kanonen.

Bei einem ausbrechenden Kriege führt Oesterreich-Ungarn 1896 Geschütze ins Feld, Deutschland 3288, Rußland 3446, Frankreich 3198, Italien 1608. Dazu kommen noch an schwerem Belagerungsgeschütz in Oesterreich 70, Deutschland 200, Rußland 72 und Frankreich 192 Stück. Im ganzen würden also bei einem Kriege zwischen Oesterreich, Deutschland und Italien auf der einen und Frankreich und Rußland auf der andern Seite 13 960 Geschütze ins Feld geführt werden können, die sich auf beide Parteien ziemlich gleichmäßig verteilen, indem der Dreißend über 7052, Frankreich und Rußland zusammen über 6908 Kanonen verfügen.

Auch ein Vergnügen.

Der Herr Schulinspektor prüft die Klasse. Gereizt wendet er sich zum Lehrer, welcher sich bei den dummen Antworten der Jungen die Hände reibt: „Aber, Herr Lehrer, worüber freuen Sie sich denn? Sie hören doch, daß die Kinder gar nichts wissen!“

Lehrer: „Na, Herr Schulinspektor, es freut mich halt, daß Sie aus den Bengels auch nichts raus bekommen.“

Noch ärger.

„Wer war denn der Herr, der diese unglaublichen Jagdgeschichten erzählte?“
— „Der pensionierte Herr Oberförster!“
— „Donnerwetter, muß der erst gelogen haben, als er noch im Dienst war!“

Unschädliches Mittel.



Hausierer: „Barrittintur gefällig, junger Herr Baron?“
Herr: „Nag gar keinen Bart.“
Hausierer: „Kooßen Se se noor! Se helst ja doch nicht!“

Eine Spukgeschichte.

Von Peter Balthasar.

In dem Hause meines Großvaters zu Trier wohnte einst ein biederer und ehrsamter Schuhmacher, Krispinus Wenzeslaus Janauschel mit Namen. Meister „Wenzel“, wie er kurzweg genannt wurde, war ein Böhme von Geburt und seine ehrsame Frau Christina stammte ebenfalls aus diesem Kronlande Oesterreichs. Kinder besaß das würdige Paar nicht und der Ehestand war den beiden ein rechter — Wehestand, denn sie lebten wie Hund und Kaze in beständigem Unfrieden und Hader mit einander. Aber sein Handwerk verstand Meister Wenzel aus dem Fundament, das mußte ihm selbst der Neid lassen; und zu seinen Kunden zählten die angesehensten und wohlhabendsten Familien der Stadt. Dabei hatte der wackere Meister, wie jeder rechtschaffene Stockböhme, eine besondere Vorliebe für „gebrannte“ Getränke; und wäre es nach seinem Wunsch gegangen, dann hätte sein Vater einen „Branntweinbrenner“ aus ihm machen müssen, anstatt einen — Fußbekleidungskünstler. Hatte Meister Wenzel etwas zu tief ins Glas geguckt, was in der Woche mehr als einmal vorkam, dann geriet er in eine vergnügte, rosenfarbige Stimmung und war heiter und guter Dinge. Doch konnte er auch „fuchswild“ werden wie ein Russe oder Türke, obgleich er sonst ein äußerst gutmütiger und harmloser Mensch war. Nun, welcher Sterbliche wäre fehlerfrei?

Ob schon Meister Wenzel seinen Gesellen den höchsten Lohn zahlte und sie sonst menschlich behandelte, so wollte doch niemand gerne bei ihm arbeiten. Seine Gesellen litten beständig am „Wechselfieber“, und arbeitete einer acht Tage bei ihm, so durfte Wenzel sicher darauf rechnen, daß ihm der Geselle den — neunten Tag wieder auskniff. Und woran lag wohl die Schuld? — Nun, ich will es den Lesern unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertrauen. Erstens: war Frau Christina eine rechte „Kantippe“, gegen welche selbst die sanftmütige und achtbare Madame Sokrates als ein wahrer Engel erschien; und zweitens: litt die gute Frau an der „Wassersche“, d. h. sie ging mit dem Wasser, dieser Gottesgabe, so sparsam um, als sei es ein wertvoller Lugsartikel. So genügte ihr ein Eimer voll oder noch etwas weniger für die ganze Woche. Das war nun nicht schön; denn mit Wasser und Seife darf man nicht knausern und geizen, und besonders eine rechtschaffene Hausfrau soll recht fleißig davon Gebrauch machen.

Thut sie das nicht, dann ist sie eine „Schlampe“, und wäre sie sonst auch die vornehmste Madam. Wie hübsch lautet das alte Sprüchlein:

„Reinlichkeit erhält den Leib,
Zieret Kinder, Mann und Weib.“

Noch einen andern Fehler besaß Frau Christina, und der bestand darin, daß sie es mit dem „Mein“ und „Dein“ nicht so genau nahm und fleißig „annektierte“, wo es etwas zu annekieren gab. Besonders hegte sie eine Vorliebe für die im Keller lagernden Wintervorräte der übrigen Hausbewohner, die in Holz, Kohlen, Kartoffeln und dergleichen Dinge bestanden. Das war nun wieder nicht schön, denn das siebente Gebot befiehlt ausdrücklich: Vom fremden Gute sollst du hübsch deine Finger weglassen! Doch der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht. Frau Christina wurde bei ihren Diebereien öfters erwischt, und da die Klagen gegen sie überhand nahmen, so sah mein Großvater sich genötigt, dem Meister Wenzel, obschon derselbe ein pünktlicher Mietzahler war, die Wohnung zu kündigen.

Plötzlich durchlief eine Schauerwähr die Stadt, welche die ehrbaren Spießbürger mit Angst und Schrecken erfüllte. Eine ungeheure Aufregung herrschte, und bei eintretender Dunkelheit wagte sich niemand mehr auf die Straße. Es hieß nämlich, daß es in dem Hause meines Großvaters nicht ganz geheuer sei und es all dort — spuke! Allnächtlich in der Geisterstunde, zwischen zwölf und eins, zeige sich ein Gespenst; und wehe dem armen Sterblichen, der mit ihm in Berührung komme; er könne getrost sein Testament machen! — Man tischte die albernsten Geschichten auf und brachte sie mit diesem Spuk in Verbindung. Am meisten aber davon wußten die geschwägigen Weiber am Marktbrunnen und am Weberbach zu erzählen.

Mein Großvater, ein aufgeklärter Mann, ließ sich durch das Gerede der Leute nicht aus der Fassung bringen und fürchte sich nicht daran. Er bildete sich sein eigenes Urtheil über „Geister-Erscheinungen“. Aber der Altweiberklatsch hatte zur Folge, daß das Haus gleichsam in Verruf kam, ein Mieter nach dem andern auszog und sogar der alte Nachtwächter, welcher allabendlich auf seinem Rundgange an dem Hause vorbei mußte, sein Amt niederlegte, — „denn mit einem Geist, und von dem man nicht einmal wisse, ob es ein — guter oder böser sei, sei nicht gut Kirichen essen und er verspüre durchaus keine Neigung, sich von demselben den Hals umdrehen zu lassen“, meinte der wackere Mann.

Mein Großvater bot unterdessen alles auf, um

dem Spuk auf die Spur zu kommen. Er gab sich alle nur erdenkliche Mühe, wachte ganze Nächte hindurch und lauerte dem Geiste auf — doch kein Geist ließ sich blicken.

Eines Tages kam ein Handwerksbursche zugereist, seines Zeichens ein Schuhmacher. Es war ein aufgeweckter und beherzter Bursche und aus dem lieben Schwabenlande daheim. Auf der Herberge fragte er um Arbeit nach.

„Einen guten Platz wüßte ich schon für Euch“, meinte der Herbergsvater, dem der Bursche gefiel, „falls Ihr Euch nicht vor — Geistern fürchtet!“

„Nein, vor Geißen fürchte ich mich nicht, sind allerliebste Tierlein. Zu Haus hatten wir immer zwei davon im Stall“, versetzte treuherzig der junge Schwabe, der den Wirt nicht recht verstanden hatte; er war nämlich etwas — schwerhörig.

„Geister meine ich, nicht — Geißen“, verbesserte laut der Wirt. „Also in dem Hause, wo der Meister wohnt, bei dem Ihr Arbeit finden könnt, — ist es nicht ganz geheuer! Dort treibt ein Gespenst sein Unwesen. Ob ein guter oder böser Geist, das vermag ich indessen nicht zu sagen.“

„So, — das ist ja höchst interessant, Herr Wirt“, sprach schalkhaft lächelnd der junge Mann. „Da hätte ich wahrlich Lust, mir den Spuk einmal etwas näher anzusehen.“

„Um Gotteswillen, seht Euer junges Leben nicht freventlich aufs Spiel“, sagte besorgt und ernst der Wirt, der im höchsten Grade abergläubig war. „Meine Großmutter hat immer gesagt, daß derjenige, der einem Geist begegnet, innerhalb acht Tagen ins Gras beißen mußte, und die gute Frau mußte es wohl wissen, denn sie war eine kluge und glaubwürdige Person.“

„Mein Leben steht in Gottes Hand und vor Gespenstern fürchte ich mich nicht“, versetzte ruhig der junge Schuhmacher.

„Nun, wie Ihr wollt, Gesell!“ brummte ärgerlich der Wirt. „Wem nicht zu raten ist, dem ist auch nicht zu helfen, pflegte meine Großmutter zu sagen. Ich habe Euch bei Zeiten gewarnt, und wenn Euch was Uebles zustoßt, dann ist es wahrhaftig meine Schuld nicht.“

Der junge Mann ließ sich hierauf einen Zmbiß vorsehen, dem er wacker zusprach, dann suchte er den Meister Wenzel auf und trat bei ihm in Arbeit.

Die Schlafstelle Georgs — so hieß der junge Schwabe mit seinem Taufnamen — befand sich hoch oben auf dem Boden, zu dem eine steile



Wendeltreppe hinauf führte. Allabendlich, ehe er sich zur Ruhe begab, verrichtete er sein Abendgebet, denn so war er's gewohnt von Kindheit auf. Dann suchte er sein Lager auf und versiel bald darauf in einen so festen Schlaf, aus dem ihn selbst die Trompeten von Jericho nicht zu wecken vermocht hätten. Von dem — Gespenst aber sah und hörte er nichts. Endlich aber sollte seine Neugierde befriedigt werden.

Es war am Allerseeleentage und eine mondheile, stille Nacht. Von den Kirchtürmen hatte es eben zwölf geschlagen. Georg lag im tiefsten Schläfe und schnarchte wie ein

Bär. Da fühlte er sich plötzlich heftig am Arme geschüttelt und wachte auf. Vor seinem schlaftrunkenen Blicke tauchte eine weiße, geisterhafte Gestalt auf, die ihm drohend winkte. Den Gesellen überließ es eiskalt, — aber nur für einen Augenblick; dann fragte er mit lauter Stimme: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn. Was willst du und wer bist du?“

„Ich bin des Teufels Großmutter!“ gab die Erscheinung in dumpfem, hohlem Tone zur Antwort.

„So, — dann kommst du mir gerade recht!“ versetzte Georg, indem er mit beiden Füßen schnell aus dem Bette sprang und mit seinen nervigen Fäusten so unbarmherzig auf den Geist loshä-

merkte, daß dieser ein lautes Hilf- und Schmerzgeschrei ausstieß und beim Versuche, zu entfliehen, stolperte und kopfüber die Treppe hinabstürzte und wie tot unten liegen blieb.

Die lauten Hilferufe und das Geschrei des Gespenstes hatten die ganze Nachbarschaft alarmiert und an allen Fenstern zeigten sich erschrockene und neugierige Gesichter. „Was ist los?“ —

„Was bedeutet der Lärm?“ — „Brennt's?“ — „Sind die Franzosen wieder ins Land eingefallen?“ so rief und schallte es in allen Tonarten und von allen Seiten. Plötzlich ertönte die laute Stimme des jungen Schwaben vom Dache herab: „Hurra, ihr lieben Leute! Der Geist beißt keinen mehr, er ist die Treppe herunter gefallen und liegt mausetot im Hausgang.“

Ein ungeheurer Auflauf entstand vor dem Hause. Erst nach längerer Beratung wagten sich einige beherzte Männer, darunter ein gebienter greiser kurtrierischer Wachtmeister, der im Besitze einer alten rostigen Hellebarde war, ins Haus.

„Nur mir nach, Leute; gegen Geister bin ich gefeit!“ rief der graubärtige Alte, indem er drohend die Waffe schwang, und schweigend und klopfenden Herzens folgten die ehrbaren Spießbürger — einer nach dem andern hintendrein.

Wer aber beschreibt ihr Erstaunen, als sie in dem Gespenste — Frau Christina erkannten! —

Meiner Geschichte habe ich nur noch wenig hinzuzufügen. — Das Ereignis verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch die ganze Stadt und die ehrsamten Weiber am Marktbrunnen und am Weberbach hatten auf lange Zeit wieder „Stoff“ für ihre geschwägigen Zungen. Der mutige Schuhmachergeselle aber ward wie ein Held gefeiert und besungen. Ihm zu Ehren veranstalteten die um das allgemeine Wohl so sehr besorgten Stadtväter ein großes Festessen auf der „Steige“, bei dem der köstliche Moselwein in Strömen floß. Damit das wichtige Ereignis der Nachwelt nicht verloren gehe — Zeitungsberichterstatter gab es damals noch nicht —, so faßte der dankbare Stadtrat den hochherzigen und lobenswerten Beschluß: Georg nach seinem Tode auf dem Rockelsberg oder dem „Franzknüppchen“ ein würdiges Denkmal setzen zu lassen. Das Projekt kam indessen nie zur Ausführung, denn die Menschen litten damals just wie heutzutage an — „Gedächtnisschwäche“, und so ist denn meine liebe, ehrwürdige

Vaterstadt Trier leider um eine Sehenswürdigkeit ärmer. Der berühmte Chronikschreiber und Dichter Dr. Jonas Hollbebmöt ging noch weiter. Obgleich er bekanntlich lieber zu Fuß ging als ritt, bestieg er dem Helden zuliebe doch das schnaubende Roß des Pegasus und schrieb ein ellenlanges, rührendes Gedicht, in welchem er den tapfern Georg als einen zweiten Ritter Sankt Georg pries. Leider ist der poetische Herzenserguß des berühmten Doktors wie so manches andere im Laufe der Zeit verloren gegangen. Mein Großvater aber war Georg behilflich, daß er sich als Meister niederlassen konnte.

Frau Christina, welche in Folge des Sturzes das rechte Bein gebrochen und sich noch sonstige Verletzungen zugezogen hatte, mußte längere Zeit das Bett hüten, und als sie wieder hergestellt war, verließ sie aus „Gesundheitsrücksichten“ mit ihrem getreuen Krispinus Wenzeslaus die Stadt auf Nimmerwiedersehen. In welcher Gegend der Windrose das würdige Paar sein thatenreiches Leben beschloß, davon meldet leider die Chronik nichts. In dem alten Hause meines Großvaters hat es aber seitdem nicht wieder — gespukt!

Der fürsorgliche Aron.



Weißte, Mamme Leben, as eines von uns beiden zuerst sollte sterben tot, dann halt ich's hier nimmer aus, dann werde ich ziehen nach Berlin.



Die
des Frei
Die
mit dem
wenn voll
Wirkung ha
Wesphalen
in den Frei
der Schick
Schon zum
Zehn ein
Schon ge
geringer We
ranche der
des Jahrg
des Wund
für die gro
Wegm die
für die Se
gegründet
in Organ
die Trinn
So mit
Zwischen
Reine am
vermähle
1813/1815
Wen zu
sich. Die
lang erge
kam am
und leben
„Beter“
eine Ehren
Diplom er
sich hoch
Leistung
Die No
folgende:
Der Fr a
und Prof
11. Sept
berg in
Haverst
wurde 1
Zunge f
sonderen
Wilhelm
Der p
in der S
sche Prot
Schon al

Die letzten fünf Veteranen der Freiheitskriege von 1813—1815.

Die Kriege von 1864, 1866 und 1870/71 mit ihren gewaltigen und für die Ausgestaltung unserer politischen Verhältnisse bedeutungsvollen Erfolgen hatten scheinbar die Erinnerung an die Großthaten unseres Volkes und seiner Führer in den Freiheitskriegen zurückgedrängt. Anstatt der Schlacht bei Leipzig wurde der Tag von Sedan zum Nationalfeiertag erklärt, und die Thaten eines Blücher waren gleichsam in den Schatten gestellt durch die fast märchenhaften kriegerischen Erfolge eines Moltke. In dem Siegesrausche der 1870er Jahre, wie in den nachfolgenden Jahrzehnten der inneren staatlichen und sozialen Entwicklung schien in der Nation das Interesse für die große Zeit nationalen Aufschwungs zu Beginn dieses Jahrhunderts beinahe erloschen. Nur die Schulen und die Kriegervereine in ihrer großartigen, über ganz Deutschland sich erstreckenden Organisation blieben Pflegestätten patriotischer Erinnerungen an längstvergangene Tage.

So entstand auch im vorigen Jahre aus dem Deutschen Kriegerbunde heraus, der etwa 9000 Vereine umfaßt, die Idee, eine Nachforschung zu veranstalten, um die noch lebenden Veteranen von 1813/1815 zu ermitteln und den hochbetagten Greisen zu Weihnacht 1894 eine Ehrengabe zu stiften. Die zu diesem Zwecke veranstaltete Sammlung ergab einen schönen Ertrag und so konnte denn am Weihnachts-Abend 1894 jedem der fünf noch lebenden Veteranen, deren Porträts der „Beter“ seinen Lesern nebenstehend vorführt, eine Ehrengabe in Höhe von 500 Mark mit einem Diplom eingehändigt werden; außerdem wurden zehn hochbetagte Witwen heimgegangener Freiheitskämpfer mit einer reichen Festspende bedacht.

Die Namen der Veteranen sind der Reihe nach folgende:

Der erste so freundlich dreinblickende Herr ist Dr. Franz Neumann, Wirklicher Geh.-Rat und Professor der Physik, geboren zu Berlin am 11. September 1798. Derselbe lebt in Königsberg in Preußen, wo er im Jahre 1829 als Universitäts-Professor angestellt wurde. Neumann wurde 1815 bei Ligny durch einen Schuß in die Zunge schwer verwundet. Er erfreute sich der besonderen Zuneigung des heimgegangenen Kaisers Wilhelm.

Der zweite heißt Gottlieb Nölte, geboren in der Stadt Liebenwalde an der Havel, preussische Provinz Brandenburg, am 10. August 1796. Schon als zwölfjähriger Knabe mußte er für die

französischen Truppen Kriegsführen leisten. Unter dem Namen Papa Nölte lebt der Alte munter auf einem Bauerngute in dem Dorfe Neuholland bei Liebenwalde.

Das mittlere Bild ist das des Leutnant a. D. von Baer, geboren am 6. März 1793. Der etwas bärbeißig aussehende Leutnant ist der älteste und rüstigste von den fünf und wohnt in dem Städtchen Ragnit an der Memel in Preußen.

Der vierte unten links heißt August Schmidt, geboren am 11. Februar 1795. Er lebt seit mehr als achtzig Jahren in Wolgast in Pommern. Zu seinem hundertsten Geburtstage erhielt er vom Kaiser ein Geschenk und sein früheres Regiment sandte eine Deputation zur Beglückwünschung.

Johann Christian Kaufmann heißt der fünfte unserer Veteranen; er ist geboren am 4. Januar 1794 und wohnt als Schreinermeister in dem Dorfe Rettigstedt in Thüringen. Er machte den Krieg als Trompeter mit.

Möge den letzten fünf Veteranen unserer „großen Armee“, vor deren Augen unser großes Jahrhundert mit all seinen wichtigen Ereignissen vorüberzog, ein heiterer Lebensabend beschieden sein, bis auch sie der oberste Kriegsherr zum letzten Appell abrufen.

Ein goldenes Alphabet.

Achte heilig Deine Würde,
Bleibe stets der Tugend treu,
Centnerschwer drückt oft die Würde,
Doch verzage nicht dabei.
Ehrlich seien Deine Thaten,
Forsche stets der Wahrheit nach,
Gehe froh auf ihren Pfaden,
Hüte Dich vor jeder Schmach.
In des Lebens Labyrinth
Kommst Du über Stock und Stein,
Lasse nie den Gleichmut sinken,
Mag's Geschick auch widrig sein.
Nie enthülle And'rer Schwächen,
O, Du leidest auch daran;
Pünktlich halte Dein Versprechen,
Quäle Dich mit keinem Wahn.
Reichtum gelte Dir als Ehre,
Sittlichkeit sei Dir Gebot.
Trockne Deines Bruders Zähre
Und erleichtre seine Not.
Vorsicht sei die starke Säule,
Welche trägt und stützt das Haus,
Kenien*) der Liebe teile
Zum Geschenke Allen aus.

*) Geben.

Gewonnen — Verloren.

Von Max May.

„Das große Los haben sie gewonnen!“ — „Hunderttausend Mark haben sie gewonnen!“ — „Den Haupttreffer haben sie gemacht!“ Und in noch verschiedenen anderen Formen erzählte sich groß und klein, arm und reich, auf der Straße, in den Familien und in Wirtshäusern einander, daß der Schuster Blattner in Sauerbrunn einen großen Gewinn in der Lotterie gemacht habe.

Und es war wirklich wahr.

Fünfundsechzigtausend Mark hatte der Lotterieuennnehmer gestern abend Blattners auf den Tisch gezählt als Gewinn auf ein Viertellos der Klassenlotterie, das mit 300,000 Mark gezogen worden war.

Was es mehr ausmachte, hatte der Einnehmer als „Trinkgelb“ bekommen, aber den achten Teil des 75,000 Mark betragenden Gewinnes hatte die Lotteriekasse schon sagungsmäßig für sich behalten.

Und kaum war man ein wenig zur Ruhe gekommen, schon am Abend des gleichen Tages ging wieder wie ein Lauffeuer durch den im Winter so stillen ländlichen Badoort die Nachricht: Blattners haben die „Tanne“ um einhundert- undfünfundzigtausend Mark gekauft und werden nun selbst „Hoteliers“. „Selbst“, denn bisher war Blattner im Sommer Portier im Hotel Germania gewesen und früher war auch seine Frau dort bedienstet.

Blattner und seine Frau waren beide aus dem Ort, Zugezogene gab es erst, seit der Badoort als solcher und als Sommerfrische aufgekommen war. Das Sauerwasser gab es ja schon seit Menschengedenken und ein Bad war eingerichtet worden, als das ehemals einem Reichsfreiherrn gehörende Gut und Dorf einem etwas größeren Staatswesen zugeteilt wurde, das die freiherrliche Familie durch andern Besitz und durch Erbämter entschädigte.

Es kamen aber nur wenige Badegäste aus der Nähe und das Kurhaus und der Löwe vermochten die Gäste sehr wohl, ersteres in besseren Zimmern, letzterer in recht bescheidenen, unterzubringen.

Um die Zeit, als Blattner, der neue Hotelbesitzer, konfirmiert wurde und einen Beruf ergriff, war gerade das Sommerfrischlen in Aufnahme gekommen, es kamen auch viele Touristen, die das ganze Gebirg bereisten, und man sprach auch schon von Errichtung einer Wasserheilanstalt.

Blattner wurde mit Rücksicht auf die Touristen,

die oft mit zerrissenen Schuhen ankamen, zum Schuster bestimmt und lernte als solcher im Orte.

Schon während seiner Lehrzeit nahm der Fremdenverkehr zu und man brauchte mehr Logierzimmer, mehr Bedienungspersonal. Ernst, so hieß Blattner mit dem Vornamen, wurde nun als „Friedrich“ neben dem alten „Johann“ im Löwen „Sommerhausknecht“. Von Mitte Mai bis Mitte September war er Hausknecht, den übrigen Teil des Jahres Schuhmacher.

So trieb er's einige Jahre, wurde dann Soldat und nahm nach Ablauf seiner Dienstzeit eine Stelle als Sommerhausknecht im Kurhaus, statt früher im Löwen, an.

Da war ein Portier, der früher als Schneidergeselle in England gewesen und dann auch etwas französisch gelernt hatte, angestellt worden, weil nunmehr auch manche Ausländer den zu einiger Berühmtheit gelangten Badoort aufsuchten, um da entweder Stahlbäder oder Kaltwasserkuren und zugleich Luftkur im herrlichen Tannenwald zu gebrauchen.

Blattner war sehr willig und fleißig, und der Portier, sein Vorgesetzter, ihm daher sehr gewogen. Derselbe riet ihm, er möge auch ins Ausland gehen, und zwar zunächst als Schuhmacher, um Sprachen zu erlernen, dann könne er auch einmal Portier werden.

Blattner ging im Herbst nach Genf, arbeitete als Schuhmachergeselle, suchte aber Verkehr mit deutschen Hotelbediensteten, von denen er neben französisch auch etwas englische Brocken erlernte, und nach einem Jahre nahm er selbst eine Stelle in einer Fremdenpension am Genfer See an. Er hätte da auch recht gut vorwärts kommen können, aber das Heimatsgefühl und seine Barbara, nämlich sein Schatz, waren Magneten, die ihn wieder nach Norden zogen.

Barbara war schon seit einigen Jahren im Hotel Germania beschäftigt und letzten Sommer Zimmermädchen gewesen, aber aus dem Ort ging sie um keinen Preis.

Blattner ging daher im Frühling heimwärts und besah sich, nun im Besitz eines mit Trinkgeldern gefüllten Beutels, die Städte und Gegenden auf der Rückreise gründlich. Der Direktor im Hotel nahm ihn mit Freuden als zweiten Portier, der zugleich Omnibuskondukteur sein mußte, damit er nun um so leichter die Ausländer dem Kurhaus wegschnappen konnte.

Da Barbara, von Haus aus ein ganz armes Mädchen, sich bereits einige hundert Mark erspart hatte und diesen Sommer, wo ihr Schatz Portier war, erst noch ganz besonders reiche Herrschaften

bediente und dadurch wieder ein schönes Stück Geld verdiente, beschloß das Paar, im nächsten Winter zu heiraten.

Blattner war von Haus aus etwas vermögend. Er besaß mit seiner älteren ledigen Schwester gemeinsam ein Häuschen mit Stall und Gärtchen, sowie etwas Ackerland und Wiesen, eine Kuh und zeitweilig ein zweites Stück Vieh, mästete jedes Jahr einige Schweine — zum Teil mit Abfällen

aus dem Hotel — und unterhielt einen Hühnerhof mit gutem Ertrag. Die Schwester besorgte den Haushalt, das Vieh und die

Landwirtschaft, er schufte wieder und vermochte gleich im Herbst einen Gehilfen zu beschäftigen.

Der Gehilfe war früher mit ihm beim gleichen Meister gewesen, war seit seinem dreizehnten Jahre stocktaub und ein fleißiger Mensch mit sehr mäßigen Ansprüchen.

Es war gut, daß Blattner einen solchen Gehilfen hatte, denn er saß ungern auf dem Dreibein und

ging, wie viele Dorfgenossen, die im Sommer mit Weib und Kind durch den Fremdenverkehr für den Winter viel verdienten, lieber in eine der zahlreichen neuen Schänken.

Das junge Paar wurde im Hotel Germania für den Sommer angestellt, und nur Barbara wechselte die Art ihrer Thätigkeit, obgleich sie dabei erheblich weniger verdiente; sie war nicht mehr Zimmermädchen, sondern Büglerin. Die

Scherze, die mit Zimmermädchen gemacht werden, waren ihr nie recht gewesen, da sie seit Jahren mit ihrem Ernst „ging“, aber für eine Frau paßten sie ihr schon gar nicht mehr.

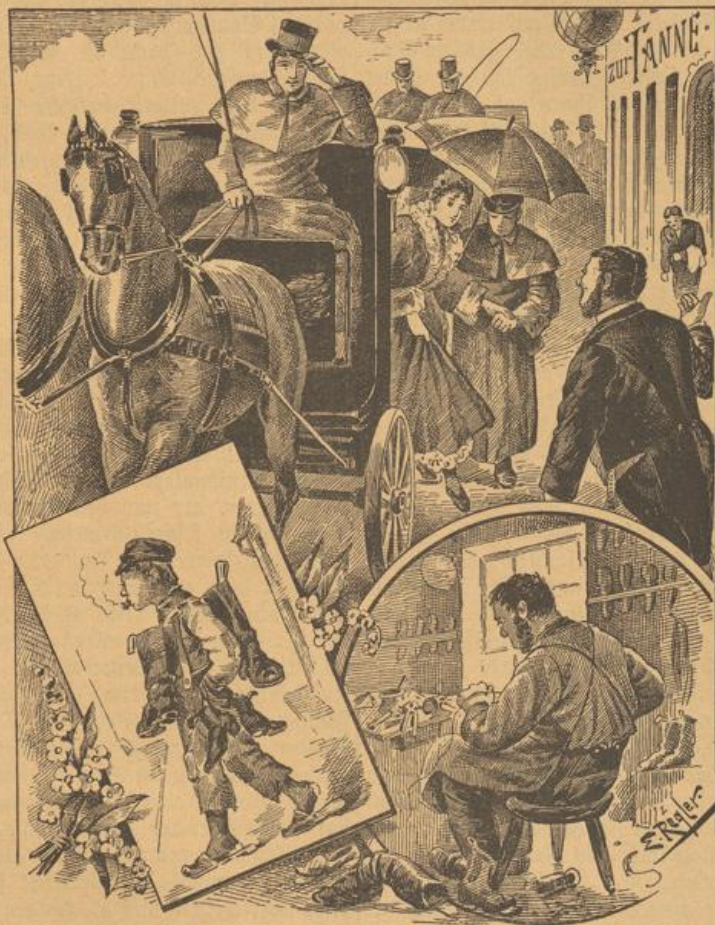
Es ging, trotzdem daß Blattner als Schuhmacher selbst wenig arbeitete, vorwärts mit den jungen Leuten, sie konnten ihr Häuschen verbessern und verschönern, sich bessere Möbel und Hausgeräte anschaffen, und nach

einigen Jahren vermochten sie einen kleinen Schuhladen zu eröffnen. Nunmehr, und da inzwischen auch ein Knabe und zwei Mädchen die Familie vergrößert hatten, ging Barbara nicht wieder ins Hotel, sondern besorgte das Geschäft, während ihre Schwägerin Katharina nach wie vor Haus- und Landwirtschaft versah.

Die Franzosen haben ein Sprichwort: „Der Appetit kommt beim Essen“. Und so ging es bei Blattners.

Früher waren sie überaus zufrieden und nun, nachdem sie so weit vor-

wärts gekommen waren, war ihnen alles nicht genug. Wenn sie am häuslichen Tisch ihrem Neid auf die reichen Gastwirte, Metzger, Bäcker und Kaufleute freien Lauf ließen und als ihr Ziel und ihren Wunsch hinstellten, auch einmal Gasthofbesitzer zu werden, da mahnte die bescheidene Katharina, die sich von den Erträgen ihres Besitzes und ihrer Arbeit, die sie im wesentlichen ihres Bruders Haushalt überließ, nur jeweils



fünzig bis sechzig Mark im Jahr zurücklegte und auf die Kreissparkasse trug, sie möchten doch nicht freveln und Gott danken, daß er es so gut mit ihnen meinte.

Aber das half nichts und so kam es denn, daß Ernst Blattner mit dem Küchenchef im Hotel Germania, der außer der Saison in einer nahen Stadt wohnte und dort, eigentlich durch seine Frau, eine Wirtschaft betrieb, aber nichts davon brachte, ein Viertelchen in der Lotterie zu spielen begann. Beide Spieler hofften auf einen großen Gewinn, der ihnen den Kauf eines großen Gasthofes ermöglichen sollte. Einige hundert Mark hatte nun schon jeder von ihnen auf die Lotterie verwendet, dazwischen aber hatte Blattner noch von allen möglichen Losen, wo ein Selbgeinn zu erzielen war, gekauft und sich auch schon von Anlehenslosgebern durch Ratenlos-Käufe mit hohen Preisen beschwindeln lassen, aber es war alles vergeblich gewesen.

Manchmal wollte er seiner Schwester, die immer vom Lotteriespiel und ähnlichem abriet, folgen, aber der Spielteufel hatte nun einmal Macht über ihn erlangt und er fiel ihm aufs neue zum Opfer. Letzten Herbst ging der Küchenchef fort und zahlte die Auslage für seine Loshälfte nicht. Blattner mahnte ihn und bekam die Antwort, er möge den Gewinn auch allein behalten, die Spielerei habe doch keinen Zweck.

Auch gut, hatte Ernst zu seiner Frau gesagt, so spiele ich nun das Viertel allein, das bringt uns nicht um. Und richtig, in der sechsten Klasse kam das Los heraus. Blattner hatte nun den Gewinn wirklich allein, statt dreiunddreißigtausend hatte er fünfundsiebzigtausend Mark.

Wenn's nur auch Segen bringt, hatte Katharina gesagt, aber da kam sie bei ihrem Bruder und der Schwägerin schlecht an.

Das ganze Dorf und die Gegend wußten von der Sache, daß der dumme Koch seinen Gewinnanteil verschertzt hatte, ja es kam sogar in die Zeitungen und mag Unheil in die fernsten Gegenden getragen haben.

So viele Lose waren in der Gegend noch nie gekauft worden, als jetzt, und die Postbeamten hätten viel erzählen können von den ungeheuren vielen Angeboten der Lotteriejahresnehmer und deren großen Erfolgen. Hunderte, ja vielleicht Tausende wurden nun aus der Gegend dem Lotterieteufel geopfert. Auch unser Blattner spielte natürlich weiter und nunmehr ein ganzes Los. Er ging aber auch tüchtig ins Zeug als Hotelbesitzer.

Die „Tanne“ war eines der neuen Gasthäuser, am Waldestrand auf der Höhe gelegen, aber etwas

zu fern für Badende bei ungünstigerem Wetter und deshalb auch höchstens in den ersten zwei Sommern in der heißesten Zeit wenige Tage einigermaßen voll besetzt. Der Bau war teuer gekommen, aber doch gerade nicht sehr solid, weil der Bauherr auf Borg baute. Die Einrichtung war aus gleichem Grunde mangelhaft und Möbel und Wäsche waren schon sehr abgenutzt, weil sie neu schon schlecht gewesen. Kurz, Blattner hatte nicht gut gekauft, und er hatte selbst noch im vorigen Sommer gesagt: die „Tanne“ mit allem was drin und dran ist möchte ich nicht um hunderttausend Mark. Jetzt hatte er sie im Rausch des Lotteriegewinnes für hundertundfünzigtausend gekauft und blieb, da er von dem Gewinn neues Mobiliar kaufen wollte, mehreres bauen mußte und auch Betriebsmittel brauchte, über hunderttausend Mark darauf schuldig.

Die Schwester warnte, wie immer, bei seinen Bau- und Kaufplänen, aber er entgegnete: ich spiele weiter und der nächste Gewinn macht uns schuldenfrei und mehr als das.

Blattners verkauften ihr Schuhgeschäft und zogen in ihr Hotel, aber Katharina blieb in ihrem Häuschen, das zur Hälfte ja auch dem Bruder gehörte. Sie ließ sich ruhig dieserhalb verhöhnen, aber es gab wohl auch einige Leute im Dorfe, die ihr zustimmten. Ganz besonders that das der Pfarrer, der nun dem Spielteufel, der sich so heftig in seiner Gemeinde einnistete, einige Predigten widmete. Der alte Geistliche war ohnedies über das neue Leben in der Gemeinde und deren Filialen recht unglücklich. Hatte doch die Zunahme des Fremdenverkehrs zwar guten und leichten Sommerverdienst, aber auch viel Unmoralität gebracht und war doch der ehemalige Fleiß, die Sparsamkeit und Nüchternheit ins Gegenteil umgeschlagen. Im Winter wurde vergeudet, was man im Sommer leicht erwarb, und um so leichter erwarb, als man sich gewöhnt hatte, den Fremden unverschämte Preise für jede Dienstleistung und jede Ware abzufordern.

Der Höhepunkt des Verkehrs schien daher bereits überschritten und die Folgen des Rückgangs sollten nun nicht etwa durch Wiederaufnahme des Fleißes, der Betriebsamkeit und der Sparsamkeit, sondern durch Lotteriegewinn ausgeglichen werden. Jeder sagte sich, diesmal traf's den Blattner, ein anderes mal trifft's mich, und so wanderte nach wie vor manche Mark und mancher Thaler in die Hände eines Losverkäufers, oder gingen Gelder mit der Post an die Lotteriejahresnehmer ab.

Es half nichts, daß der alte Geistliche sich

Männer zuhülfe rief, die den Leuten klar machten, daß doch bei allen Verlosungen nur einige große Gewinne herauskämen, und die Zahl der Gewinne überhaupt sehr klein gegen die Zahl der Lose und die Zahl der Käufer, der Hoffenden, sei, daß also viele verlieren müssen, damit einige wenige gewinnen können. Es half nichts, daß man den Bethörten nachwies, daß doch alle Lotterien, seien es Staats-, Gemeinde- oder Gesellschaftsunternehmungen, von dem Grundsatz ausgingen, daß die Unternehmung großen Gewinn oder Ueberschuß ergebe und daß auch erst die Agenten, Einnehmer, Kollekteure für ihre Mühe und ihre großen Auslagen, wie sie durch Zeitungsanzeigen oder andere Angebote entstehen, zu entschädigen sind, ehe nur ein Ueberschuß für die Unternehmung sich ergibt.

Das Vorbild Blattner hatte die Sauerbrunner Bevölkerung, ja die ganze Gegend lüstern nach Lotteriegewinn gemacht, aber war denn etwa Blattner dadurch besser daran, daß er den großen Gewinn gemacht hatte? Die Menge glaubte es noch, aber es war schon längst nicht mehr zutreffend, obgleich Blattners, je schlechtere Geschäfte sie machten, desto mehr prozten und Geld vergeudeten. Sie wollten weiter, wie das nach dem Einzug des Gewinnes geschehen, für reich gelten, aber sie arbeiteten sich rasch und immer tiefer in Schulden hinein.

Daß es in Sauerbrunn immer schlechter ging mit dem Fremdengeßäft, und zwar sowohl infolge schlechterer Zeiten überhaupt, als auch durch die große Konkurrenz von Badeorten und Sommerfrischen, daß die Preise in Gasthöfen und Logierhäusern ermäßigt werden mußten, daß alle Dienstleistungen und Waren schlechter als früher bezahlt, kurz überall weit weniger verdient wurde, traf Blattner ganz besonders hart, weil er — in seinem Gewinnrausch — viel zu teuer gekauft, gebaut und eingerichtet hatte und er nun seinen Fehler nicht zugestehen und seine schlechten Geschäfte nicht merken lassen wollte.

Mancher, der seit Jahren im Winter mit vom Sommererwerb gelebt hatte und nichts that, schwächte und im Wirtshaus herumlungerte, mußte wohl oder übel — da die Lotteriegewinne auch ausblieben — wieder zu einer Arbeit greifen und in mancher Familie, wo die Männer schon ganz verlottert waren, gingen Frauen und Mädchen mehrere Stunden weit in die Fabrikorte und holten sich Hausindustriearbeiten.

Blattner hatte anfangs großen Kredit gehabt, aber nachdem nun die Zinsen seiner großen Hypothekenschulden nicht einmal verdient wurden, ging

es mit seinem Ruf schnell und stetig abwärts. Immer noch hoffte auch er auf weiteren Lotteriegewinn oder auf ein Herauskommen seiner teuer gekauften Anlehenslose. Es war vergebens, und so standen eines Tages die Möbel des Gasthofs zur „Tanne“ zum Verkauf wegen eingeklagter Waren- und Zinsschulden. Es kam zunächst nicht dazu, denn durch das Ausschreiben gewizigt fanden sich noch andere Gläubiger ein und der Bankrott mußte ausbrechen. Wäre Blattner ein Kaufmann gewesen, er wäre sogar ins Gefängnis gewandert, denn seine Bücher ergaben keine klare Rechnung und sein Lotteriespiel und sein sonstiger Aufwand wäre auch strafbar gewesen. Nicht nur der Lotteriegewinn war fort, auch der Erlös aus seinem Schuhgeßäft und anderes, was er in die „Tanne“ gebracht hatte.

Arm wie Hiob zog er wieder ein bei seiner Schwester, die aus der Konkursmasse wenigstens die Hälfte des Häuschens, die ihrem Bruder gehörte, mit ihrem Spargroschen ersteigern konnte, während die Hälfte der Aecker und Wiesen mit verloren gingen und doch den großen Ausfall nicht decken konnten, der sich beim Verkauf des Gasthofs ergab.

Portierstellen waren nicht frei, Frau Barbara aber fand wieder Arbeit als Büglerin für den Sommer; Blattner setzte sich aufs neue auf den Dreibein und schusterte.

Die Lotterieceinnehmer sollen nicht mehr gut zu sprechen sein auf Sauerbrunn, und seit Blattner wieder ein Schuster ist, geht es in Sauerbrunn allgemein wieder besser. Einige Fabriken im Ort und dessen Nähe finden reichlich Arbeitskräfte und demnächst schicken auch Blattners ihre Mädchen in die Fabrik. Der junge Blattner lernt seit einiger Zeit in einer Mechanikerwerkstatt in der Kreisstadt mit gutem Erfolg als Dreher.

Der alte Pfarrer hat einen Gehilfen, aber als kürzlich wieder Lofehändler die Gegend heimsuchten, hat er doch wieder einmal gepredigt und ganz deutlich auf das Verderbliche des Spiels und den Fall Blattner hingewiesen.

„Auch wenn man gewinnt“, sagte er, „in einer Weise hat man immer verloren, oft aber heißt es auch beim Gewinner: Wie gewonnen so zerronnen.“

Unnötige Furcht. Bäuerin (den Posten am Kasernenthor fragend): „Lieber Herr Sulbat, kenneße mir nit sage, ob mei Bua hier drin is?“ — Posten: „Hier giebt's keine Buben, sondern lauter Männer.“ — Bäuerin: „Ach herrje, der Bua wird doch nit geheirat' han?“

Die Belehnungsfeierlichkeit des Burggrafen Friedrich von Nürnberg, des Begründers der Hohenzollern-Dynastie.

Von Erich Müller.

Der „Obere Markt“ in Konstanz ist für den Geschichtsforscher klassischer Boden. Von geringer Ausdehnung, genügen einige Häuser, ihm seit Jahrhunderten das unabänderlich gleiche Gepräge zu verleihen. Aber wie viele Ereignisse von welt-historischer Bedeutung fanden auf diesem engbegrenzten Gebiete statt! Die Südseite des Platzes nimmt das kastellartige „Malhaus“ ein; Jahrhunderte lang wurde hier das peinliche und Blutgericht ausgeübt. Heute ist das Haus die kunstgeschmückte Wohnung des um die Geschichte von Konstanz und des Bodensees so verdienten Forschers und Sammlers Ludwig Leiner, Konservators des Rosgarten-Museums. Gegenüber, auf der andern Seite der Hufen-Straße, im Hause „Zum Thurgau“, dem jetzigen „Babischen Hofe“, hielt Kaiser Maximilian im Jahre 1507 einen Reichstag ab, um sich die Mittel zu einem Romzuge und zu einem Feldzuge gegen Ludwig XII. von Frankreich bewilligen zu lassen. Mehr als drei Jahrhunderte früher, im Jahre 1183, hatte ein anderer Reichstag an der Nordseite des „Oberen Marktes“ getagt; es war der durch den „Lombardischen Friedensschluß“ bekannte Reichstag unter Kaiser Friedrich I. Zur Erinnerung an jenes Ereignis heißt das betreffende Haus noch heute: „Curia pacis“ oder „Zum Barbarossa“, und wahrscheinlich tagten ehedem die Reichsfürsten in denselben Räumen dieses Hauses, in welchen heute der Konstanzer „Alpenklub“ seine Versammlungen abhält. Doch mehr als die erwähnten Häuser interessiert uns das ebenfalls nördlich gelegene Haus, der „Hohe Hofen“ benannt: hier ist die historisch-bedeutungsvolle Stätte, an welcher vor nahezu einem halben Jahrtausend der Grundstein zur Größe des Hohenzollernhauses gelegt wurde; hier wurde Friedrich, der Burggraf von Nürnberg, mit der Mark Brandenburg belehnt, hier trat die Dynastie der Hohenzollern ihre Herrscherlaufbahn an.

Zwar war Friedrich I. von Hohenzollern schon früher von Kaiser Sigismund zur Entschädigung für treue Kriegsdienste und bare Vorschüsse zum Obersten Hauptmann und Verweser der Mark ernannt und ihm die Mark verpfändet worden. Aber zur endgültigen Uebertragung der Herrschaft fehlte immer noch die förmliche und feierliche Belehnung; erst durch den Vollzug dieses Aktes

erlangte die Einweisung in die Herrschaft staatsrechtliche Wirksamkeit. Seit dem Jahre 1412 führte der Burggraf bereits die provisorische Verwaltung der Mark, über welche Kaiser Sigismund ihm das ehrende Zeugnis ausstellte, daß er „mit Gottes Hilfe durch seine Vernunft, Arbeit und Wagnis, auch große Zehrung und Kosten, die er darin auf sein eigen Geld gethan, die Mark in solchen redlichen, merklichen und guten Frieden, Ordnung und Wesen gebracht, daß Wir und alle Einwohner der Mark ein gut Genüge von ihm haben.“

Es war im Anfange des Jahres 1417, als Burggraf Friedrich aus seiner Mark nach dem Süden aufbrach, um dem Kaiser den Huldigungseid zu leisten und das Lehen zu empfangen. Des Konzils wegen hatte der Kaiser damals sein Hoflager in Konstanz aufgeschlagen, und der Zug des Burggrafen lenkte sich daher nach dieser Stadt. Im Hause des Heinrich von Tetikoven, benannt das „Hohe Haus“, nahm Friedrich Quartier. Am achten Tage nach Ostern (18. April) sollte die feierliche Belehnung stattfinden. Als dieser Tag herangekommen, geriet die Stadt schon frühzeitig in Bewegung, indem Posaunenbläser, Pfeifer und sonstige Spielleute allenthalben durch die Stadt ritten und ihre Fanfaren erschallen ließen. Schon um die neunte Morgenstunde hatte sich eine ungeheure Volksmenge, Herren, Ritter, Freie und Knechte vor dem „Hohen Hause“ angesammelt. Bald erschien der Burggraf, umgeben von einer gar stattlichen Anzahl von Kurfürsten, Herzogen, Fürsten und Grafen, sowie geistlichen Würdenträgern. Sie bestiegen ihre Pferde, und der Zug setzte sich in Bewegung. Was Konstanz an Musikern aufbieten konnte, hatte sich eingefunden und dem Zuge angeschlossen. Dieser bewegte sich langsam durch die Hauptstraßen nach dem „Oberen Markte“ hin.

Vor dem Hause zum „Hohen Hofen“ am „Oberen Markte“, wo Kaiser Sigismund residierte, war über den Gewölb-Bögen eine Altane errichtet, welche ungefähr vierzig Personen Raum gewähren konnte. Sie war gedeckt und seitwärts verhängt mit schweren, golddurchwirkten Tüchern. Letztere erweckten, wie der Augenzeuge Ulrich von Richental in seiner Konzils-Chronik sagt, den Eindruck, als „brünne alles von gold“. In der Mitte der Altane stand ein mit goldgestickten Kissen belegter Thronstuhl, an welchen sich niedere Sessel zu beiden Seiten anreiheten.

Als der Zug auf dem „Oberen Markt“ angekommen war und Aufstellung genommen hatte, trat Kaiser Sigismund mit der Krone geschmückt

hinaus auf die Altane, zu welcher eine große Freitreppe vom Plage hinaufführte. Ihm folgten der Reichskanzler mit dem Lehnbriefe in der Hand, und Herzog Rudolf von Sachsen, ein bloßes Schwert tragend. Außer den Kurfürsten betrat auch mehrere Kardinäle und Bischöfe die Altane, aber, wie der gewissenhafte Chronischreiber besonders hervorhebt, „nit darumb, das man irer zu dem lehen bederfte“, sondern nur, weil sie die Feierlichkeit ansehen wollten. Auf den Wink des Kaisers stieg Burggraf Friedrich, begleitet von zwei Bannerträgern, zum Throne hinan und ließ sich auf einer der obersten Stufen auf ein Knie nieder. Herzog Rudolf von Sachsen nahm das Schwert bei der Handhabe, trat hinter den Thron und hielt dasselbe über das Haupt des Kaisers, mit der Spitze die Krone berührend. Nun ergriff der Kaiser das Wort zu einer kurzen Ansprache und forderte dann den Kanzler auf, den Lehnbrief vorzulesen. Nach Aufzählung der Amtspflichten als Markgraf und Kurfürst und als Lehnsträger des deutschen Reiches enthielt der Lehnbrief das eidliche Gelöbniß, diese Pflichten getreu zu erfüllen. Die Eidesleistung erfolgte in der Weise, daß Kaiser Sigismund den Burggrafen befragte, ob er dieses beschwören wolle, und der Burggraf diese Frage bejahte. Hierauf entnahm der Kaiser einem der Begleiter das Banner der Mark Brandenburg und gab es dem Burggrafen in die Hand. Der Pfalzgraf überreichte dem Kaiser alsdann das Scepter und den Apfel mit dem Kreuz, um auch diese in die Hand des Burggrafen zu legen. Zum Zeichen, daß hiermit die Belehnungsfeierlichkeit ihren Abschluß erreicht habe, zog Herzog Rudolf das Schwert vom Haupte des Kaisers zurück. Der Kaiser erhob sich, schritt auf den neu ernannten Kurfürsten zu und wünschte ihm Glück zu seinem Lehen, als einem „halb verlorenen Lande“, und fügte die Worte hinzu: „Krieg und Widerwärtigkeiten hast Du genug!“ — Nun setzte die Musik ein, als wolle sie sich entschädigen für das lange Schweigen, welches ihr auferlegt worden, und „es fingen all pffier und prosauner (Posaunisten) an tzu pffissen und tzu prosunen so strenklich, daß nieman sin aigen wort wol hören mogt“.

Was damals der schaulustigen Bevölkerung von Konstanz nichts weiter zu sein schien, als ein prunkhaftes Schauspiel der wechselvollen Konzilszeit, wo geistliche und weltliche Fürsten in der Prachtentfaltung wetteiferten, das erscheint uns, die wir nahezu fünf Jahrhunderte mehr überblicken, als ein Moment von allergrößter geschichtlicher Bedeutung und Tragweite. Bei der

Belehnung erhielt der junge, thatenbustige Burggraf eine kleine, durch Raubritter und kriegerische Nachbarvölker verwüstete Mark; und heute steht in jener Mark des großen deutschen Reiches stolzer Thron, und auf demselben sitzt der Nachkomme jenes Burggrafen als der angesehenste unter den gekrönten Häuptern des Erdkreises. Der erste Hohenzoller übernahm die schwierige Sendung, seiner kleinen Mark den lange entbehrten Frieden wieder zu beschaffen und diesen Frieden mit starker Hand zu sichern; er ward seiner großen Aufgabe vollauf gerecht. Kaiser Wilhelm I., des großen Ahnherrn größter Sproß, that dasselbe für Deutschland; er demüthigte den Erbfeind und errichtete im deutschen Kaiserthron ein Bollwerk des Weltfriedens. Vom „Oberen Markte“ in Konstanz aus nahm der jugendliche Hohenzollern-Mark seinen Flug nach Deutschlands Nordmark; als deutscher Reichsadler breitet er heute seine schützenden Schwingen über Deutschlands Gaue, vom baltischen Meere bis zum Bodensee.

Dem Süden Deutschlands entsproß der edle Stamm der Hohenzollern; die Weihe zu seiner Sendung nach dem Norden empfing er im Süden. Aber im Norden erstarkte seine Kraft und erprobte sich in Jahrhunderte langen Kämpfen. Das dem Süden entnommene Edelreiß wurde in Konstanz dem nordischen Wildling aufgepflanzt; dort wurde südliche Kultur der nordischen Naturkraft inokuliert, eine Veredelung, aus welcher sich der herrliche Baum deutscher Bildung, Macht und Gesittung entfaltete. So sind in unserem erhabenen Kaiserhause die Stammeseigentümlichkeiten der deutschen Völker aus Nord und Süd in schönster Harmonie vereint; so ist das Hohenzollernhaus der getreueste Repräsentant der Wechselbeziehungen deutscher Völker zu einander geworden, jener Wechselbeziehungen, auf deren inniger und liebevoller Pflege des deutschen Reiches Macht und Größe allein beruht.

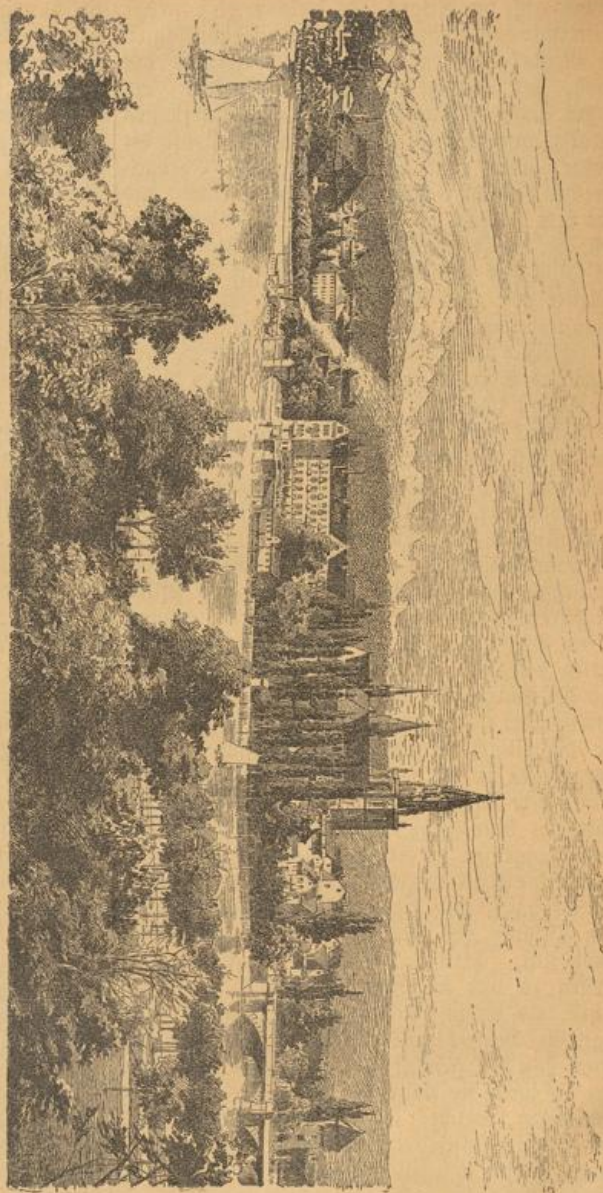
Konstanz mit seiner prächtigen Umgebung ist einer der interessantesten Plätze weit und breit. Die Stadt liegt am Ausflusse des Rheins aus dem Bodensee, 400 Meter über dem Meere. Der Bodensee, zwischen den Ausläufern der Alpen und des Jura, vom Rhein und über fünfzig kleineren Wasserzuflüssen genährt, von Baden, Württemberg, Bayern, Oesterreich (Vorarlberg) und der Schweiz (Kantone Thurgau, St. Gallen, Schaffhausen) umgrenzt, ist nächst dem Genfer See der größte See am Nordabhange der Alpen; sein westliches Becken, der Untersee, ist durch den vier Kilometer langen Rheinlauf zwischen Konstanz

und Gottlieben mit dem Hauptbecken verbunden. Die größte Breite (zwischen Friedrichshafen und Rorschach) beträgt 14 Kilometer; die Länge von Bregenz bis Konstanz 46, bis Ludwigshafen 62 und bis Stein a. Rh. 71 Kilometer, der Umfang mit Einschluß des Untersees 220 Kilometer, der Flächenraum 539 Quadratkilometer, die größte Tiefe 252 Meter (zwischen Immenstaad und Utwyl).

Die Stadt Konstanz, Hauptstadt des badischen Seekreises, mit 18,000 Einwohnern (wovon 80 Prozent Katholiken), ist durch regen Handel und lebhaftes Gewerbetätigkeit, an Sehenswürdigkeiten und historischen Erinnerungen die bedeutendste am Bodensee. An die Stadt lehnen sich mehrere Schweizerorte des angrenzenden Kantons Thurgau unmittelbar an. Das Klima ist angenehm, die Luft rein und erfrischend. Die große Wasserfläche wirkt ausgleichend, im Winter, wie im Sommer; von dem See und den Bergen her kommt zur heißen Jahreszeit stets Kühlung. Besonders genussreich sind im Sommer die Seebäder. Konstanz hat ungeweinen landschaftlichen Reiz: Aussicht auf die ausgedehnte Wasserfläche, die in unaufhörlichem Farbenwechsel stets neuen Zauber ausübt, und das sie in weitem Kranze umgebende Gebirge. In mächtigem Bogen umgrenzen die beschneiten Reihen der Alpen den südöstlichen Horizont.

Besondere Sehenswürdigkeiten in Konstanz sind: Münster, Kaufhaus, Kanzleigebäude, Rosgarten-Museum und Inselhotel.

Von lohnenden Ausflügen in die Umgebung von Konstanz ist in erster Linie zu nennen die Insel Mainau, Besitztum des Großherzogs von Baden, der sich hier im Sommer mit Vorliebe aufhält; es ist dies der lieblichste Punkt des ganzen Bodensees. Der schönste Ausflug auf Schweizer Seite führt nach Arenenberg, dem Napoleonischen Besitztum. Empfehlenswert, namentlich für diejenigen, welche sich



Konstanz am Bodensee.

für alte Baudenkmale interessieren, ist auch der Besuch der Insel Reichenau und, mittelst Dampfschiff, der Städte Meersburg und Ueberlingen. Etwas weiter oben am See liegen Friedrichshafen, Lindau und Bregenz. Zahlreiche Dampfschiffe fahren auf dem See und vermitteln von Konstanz aus den Verkehr.

Das „warnende Exempel“.

Erzählung von B. B.



enn das kleine, braune Hütchen, mit stolz emporragender Feder und lockigem Gensbart verziert, so fest auf Hansens Haupt saß, wenn die hellgeputzten Knöpfe seines grauen, grünverbräunten Waidmannskleides wie blanke Silberthaler in der Sonne glänzten, wenn ein übermüdiges Lächeln die jugendlich schönen Züge des Jägers verklärte und gar noch ein lustiges Liedchen sprudelnd aus seiner Kehle quoll, da fühlte manche Schöne im Dorfe, daß etwas wie stille Liebe ihr Herz beschlich. Manches Vorhängelein an einsamem Fensterchen wurde still und sanft verschoben, um zwei schmachtenden Sternlein freien Ausblick zu gewähren, wenn Hansens prächtige Gestalt schlank und stolz die Dorfstraße hinabschritt.

Hans hatte dann wohl auch astronomische Studien gemacht; seitdem aber zwei Sternlein an seinem Liebeshimmel prangten, die in ihm die schönsten Hoffnungen erweckten und seine Brust mit einem Uebermaß wonniger Gefühle erfüllten, wurden alle übrigen unter die Reihe der längst entdeckten, alltäglichen Erscheinungen verwiesen.

Diese Sterne, die für Hans das vollste Glück bedeuteten, waren nichts anderes, als die Augenlein des schönen Annerl, der einzigen Tochter des Haidbauers, des reichsten Mannes im Dorfe. Dieses Mädchen hatte Hans in seinem Herzen zur Lebensgefährtin erwählt und brannte für dasselbe in Liebe und Begeisterung. Annerl seinerseits, das schönste Mädchen weit und breit, war dem Schmucken als daß sie auf ihren heißgeliebten Hans verzichtet hätte.

Aber der Haidbauer dachte anders. Er gebot über die meisten Felder, Wiesen, Reben und Wälder; keiner im Dorfe konnte sich mit ihm in Bezug auf Segen an irdischen Gütern messen bis auf einen, den ebenso reichen Sepp vom Thalhof. Auf diese Thatsache gründete sich nicht zum mindesten der Stolz des Haidbauers, und er hing mit eiserner Zähigkeit an dem für ihn natürlichen Gedanken, nur ein seiner Tochter Ebenbürtiger, d. h. ein mit ganz hervorragendem Reichtum ausgestatteter Bursche dürfe sein Annerl heimführen. Dabei hatte er immer den bezeichneten Sepp im Auge, den er in seinem Leben gern zum Schwiegersohn angenommen hätte.

Annerl jedoch schenkte seine Liebe und Zuneigung dem schmucken, jungen Jagdaussseher im vollsten Maß. Kein Wunder, daß sich Hans einst ein Herz faßte und beim Haidbauer um die

Jägerburschen auch nicht abgeneigt, und ihr Herz schlug ebenso warm für ihn, wie das seinige für sie. Aber:

Was das arme Herz ersehnt, erbichtet,
Zum Schlusse kommt das Voneinandergehn.

Und so wäre es auch mit unseres Hannes Lieblichkeit gewesen. Neben allen seinen Vorzügen hatte er doch einen Fehler, d. h. einen Fehler in den Augen der Thoren: er war arm; außer einer prächtigen Jagdblinte, die er einst zum Geschenk erhalten, einem blinkenden Hirschfänger, einer Jagdtasche und den übrigen Gegenständen, die für einen Jäger nützlich und nötig sind, besaß er gar nichts, als ein wackeres Herz und einen klaren, männlichen Sinn, Reichtum genug in den Augen des Verständigen. Für Annerl wäre Hansens Armut kein Bedenken gewesen, ihn zum Begleiter durch das sorgenvolle Erdenleben zu wählen; sie war reich genug, und hätte diese Bürde, wie sie es nannte, viel eher hingegeben,

auch der
mittelt
urg und
m See
eng. Joffe
See und
rtehr.

Hand seiner Tochter anhielt, deren Besitz das Ziel seiner heißesten Wünsche bedeutete.

Doch da kam er schön an. Ohne ein Wort zu sagen, wies der Bauer dem lecken Jungen die Thür und legte ihm somit nahe, daß ein Wiederkommen überflüssig sei.

Traurig schlich Hans von dem Ort, wo sein geträumtes Glück in Stücke gegangen, und trug seitdem neben dem Schmerz aussichtsloser Liebe einen schweren Groll gegen den Haidbauer im Busen.

Dem Annerl machte nachher der Haidbauer ernste Vorstellungen und kränkte es durch gefühllose Ausdrücke schwer. Der Stimme des Herzens gehorchend, war sie für die spekulativen Pläne des Vaters nicht zugänglich.

„Die Jäger haben kein Gewissen; sie und der Teufel haben's miteinander!“ sagte der Bauer; er könne nicht begreifen, wie ein so reiches, angesehenes und ehrenwertes Mädchen sich von einem vermögenslosen, armseligen Wicht, wie der Jägerhans einer sei, umstricken und umgarnen lassen könnte.

Annerl sah mit Trauer die Wolken, die von der Stirne ihres Vaters zu ihrem Liebeshimmel herüberschwebten und denselben verdunkelten, und mehr denn einmal rollten Thränen über ihre Wangen, deren natürliches gesundes Rot trotz des Kummers und Herzeleides das Feld behauptete.

Für unsern Jägerhans hatte das Leben nach diesem Ereignis allen Reiz verloren; das schöne Waidmannshandwerk, dem er sich bis dahin mit wahren Vergnügen gewidmet, war ihm ganz entleidet. Der grüne Wald, dessen frische, junge Blätter sanft im Maiwinde lispelten, erschien ihm öde und düster; der melodische Gesang der Vögel, dem er sonst so gern gelauscht, ärgerte ihn wie schadenfrohes Pfeifen, und das Murmeln des Waldbaches erklang in seinem Ohr wie unterdrückter Spott und Hohngelächter.

Plötzlich stellte sich gar noch ein neuer Liebhaber ein, und zwar, wie der Haidbauer von Herzen gewünscht, in der Person des Sepp vom Thalhof. Der Thalhofbesitzer hatte somit die glücklichsten Aussichten, und Hans geriet nahezu in Verzweiflung.

Aber ein Unglück kommt nie allein, selbst für unsern Jäger Hans nicht. Es traf nämlich ein Schreiben ein vom Jagdherrn, worin dieser dem Hans zu allem Ueberfluß mittheilte, daß es nun an der Zeit wäre, daß er, der Hans, einen eigenen Hausstand gründe, und wenn dies nicht möglich wäre, so wolle er ihn von dem jetzigen Posten abberufen und einen andern mit ihm besetzen; denn

er wollte lieber das schwierige Amt eines Jagdaufsehers in der Hand eines verheirateten, gesetzten Mannes, als einem jungen Fant anvertraut wissen, der lieber Jagd mache auf schöne Mädchen, als auf Füchse, Habichte, Wilddiebe und andere Schädlinge des Wildbestandes.

Daß der Haidbauer hinter dieser Sache steckte, merkte Hans wohl, aber was war zu machen? Brachte er es nicht über sich, in Wälde ein anderes Mädchen zu lieben und zur Frau zu nehmen, so mußte er weg, weit weg vielleicht, und dann „Adieu, Annerl!“ Heiratete er aber eine andere — der Gedanke daran jagte ihm einen kalten Schauer über den Rücken —, dann erst recht „Adieu, Annerl!“

Hans gab seine Sache verloren; doch „warte, Haidbauer, Rache ist süß!“

* * *

Der Haidbauer war ein tüchtiger Rebmann; er hing mit Leib und Seele an der Pflege des Weinstocks, der sich dafür nicht undankbar zeigte und Trauben in reichlicher Fülle trug, woraus der Bauer ein köstliches Naß bereitete.

„Ja, der Wein ist doch die edelste Gabe der Natur!“ schmunzelte er, so oft er ein Gläschen von seinem pridelnden Klingelberger oder süßen Roten unter der Nase hineingieß, deren Farbe verriet, daß der Haidbauer ebenso leidenschaftlich in den Bacchus verliebt war, wie Hans in sein Annerl.

Der Wein war auch sein Universalheilmittel; hatte er Husten, so trank er das Nebenblut gekocht, und hatte er Kopf- oder Magenweh, so mußte ihm ein Gläslein Wein ebenfalls Linderung bringen. Allen Gemüthsstimmungen pflegte er mit Wein aufzuhelfen, kurz, der Wein war sein Alles, der Puls seines Daseins, der Spender der Freuden, der Tröster im Leiden.

„Aber der Weinstock will gepflegt sein, man muß ihm schmeicheln und ihn immer bei guter Laune erhalten“, meinte er sobann wieder, und seine Miene verriet die innerste Ueberzeugung; wer faulenzet und im Sommer statt in den Neben zu schwitzen, im Walde spazieren geht, der wird nie zu etwas kommen!“

Infolge dieser Ueberzeugung war er früher und auch jetzt noch trotz vorgerückten Alters den ganzen Sommer über in seinen Rebbergen thätig, scharfte, hakte, beschnitt und zog jedes Unkrautstengelchen unbarmherzig mit ganzer Wurzel aus dem nährenden Erdreich.

Ganz besonders lag ihm eine große, junge Rebpflanzung am Herzen; aber trotz seiner Sorg-

...alt wollte die
...er Willfrösch
...versteht, das
...fornspalten
...gütlich thut
...bricht ein de
...joch hatten
...hatte er mit
...gestrich, die
...zeiten tiefe
...niemand da
...Geruch des
...Ueberflus
...beschränkt hat
...sie auch leid
...eine Reize
...liegen sich b
...in der Körper
...lung an ber
...ten Weib
...trübsüßigen
...„Wenn
...Hosenbann
...Ungehefer
...schlagen w
...der Haidb
...wieder noch
...tägigen,
...rierten Un
...Rebplanzu
...„Doch we
...nich da d
...dann an
...wenn das
...noch gehe
...wird!“
...Kopfsch
...tete er de
...schätze i
...will ich
...sprach er
...eine We
...gehandelt
...auch and
...nur zu r
...Waldge
...tarze St
...Medamla
...Sich
...hatten eb
...auch dor
...wäre den
...fallen, so
...zu felle

falt wollte dieselbe nicht gedeihen, denn sie litt an Wildfraß. Schon alles hatte der Haibbauer versucht, das verfluchte Ungeziefer, die Hasen, fernzuhalten, die sich an dem Besitze der Bauern gütlich thaten, um später den Herren aus der Stadt ein Vergnügen zu bieten; alle Maßregeln jedoch hatten sich als fruchtlos erwiesen. Umsonst hatte er mit Kalk geweißte Kreuze in den Boden gesteckt, die langohrigen Bewohner der jagdbaren Tristen ließen die Kreuze Kreuze sein, so lange niemand da war, der sie daran aufhing; den Geruch des Petroleums, womit der Bauer zum Ueberfluß noch die Pfähle bestrichen hatte, ertrugen sie auch leicht und ohne eine Prise Tabak und ließen sich durchaus nicht in der körperlichen Stärkung an den frischen, zarten Rebschossen beeinträchtigen.

„Wenn nur ein Millionendonnerwetter das Ungeziefer in die Erde schlagen würde“, fluchte der Haibbauer, der eben wieder nach einem mehrtägigen, mit Wein kurirten Unwohlsein seine Rebspflanzung besuchte. „Doch nein, was soll ich mich da ärgern! Ist es denn anders möglich, wenn das Lumpenzug noch gehegt und gepflegt wird!“

Kopfschüttelnd betrachtete er den Schaden und schätzte ihn ab. „Nun will ich doch sehen“, sprach er, nachdem er eine Weile sinnend dagestanden, zu sich selbst, „ob das Teufelsgezücht auch anderer Leute Eigentum angreift, oder ob es nur zu mir allein kommt.“

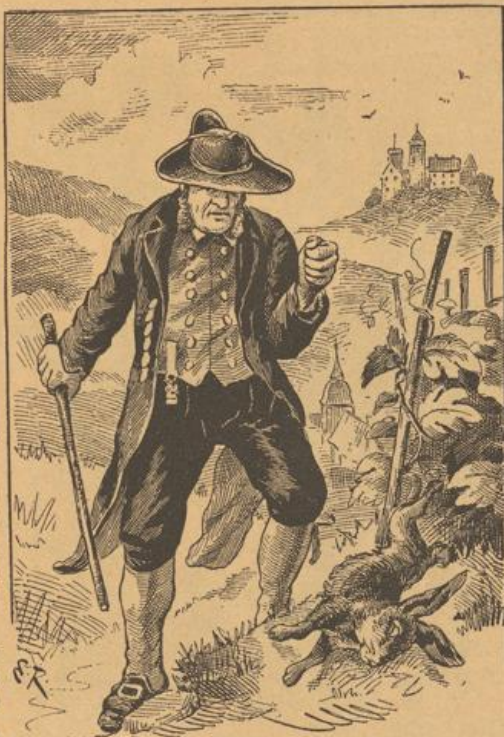
Raschen Schrittes begab er sich nach der eine kurze Strecke von der seinigen entfernten jungen Rebanlage seines Nachbarn.

Sieh da! kein Blatt war versehrt; die Hasen hatten eben ihren Lauf nicht dorthin. Wäre aber auch dort Wildfraß zu beobachten gewesen, so wäre dem Haibbauer ein Stein vom Herzen gefallen, so aber wuchs sein Unmut und Verdruß zu hellem Zorn.

In Gedanken verloren und auf ein besseres Abwehrmittel als Teer und Erdböl sinnend, schritt er den Rebhügel hinab, seinem Hause zu. Doch der Zufall ist oft der Vater der Erfindungen. Plötzlich stieß der Haibbauer auf einen toten Hasen, der vor etwa drei Tagen am Ziel seiner Erdenlaufbahn mochte angelangt sein.

„Wenn nur alle andern beinesgleichen so bei dir lägen!“ war der fromme Wunsch des Bauers, dem die abgefressenen Schößlinge seiner Reben tief in der Seele wehe thaten. Da ging ihm unerwartet ein Licht auf; sein rundliches Antlitz glänzte im Widerschein innerer Freude über eine eben entdeckte Weisheit.

„Ich hab's!“ rief er frohlockend. „Warum hängt man die Diebe an den Galgen? Nicht so sehr, daß sie in Zukunft unschädlich sind, als damit sie andern zum warnenden Exempel dienen.“ Nun wußte er, womit er im Reiche der Hasen Furcht und Schrecken verbreiten und seine Pflanzung vor dem schonungslosen Zahn der gierigen Vierfüßler sichern konnte. Sollte aber seine Erwartung nicht eintreffen, was schadete dann ein Versuch? Wenn dieses dagegen glückte? Dann wäre er nicht nur ein reicher Mann, sondern auch ein noch weiserer Mann, als bisher, in der Meinung der Leute, die mit noch größerem Neid als bisher an ihm empor-



Wenn nur alle andern beinesgleichen so bei dir lägen!

blicken mußten. Dann durfte der Sepp noch froh sein, wenn er Annerl zur Frau bekam.

Unter solchen Gedanken schritt er seinem Hause zu und erschien in wenigen Augenblicken mit einem Messingbraht versehen wieder; hurtig steckte er den Hasentadaver unter den Rock und eilte nach seinem Rebberg. Hier befestigte er den Hasen, der selbst im Tode noch keine Ruhe finden sollte, in einer kunstgerechten Schlinge. In wenigen Augenblicken war das Werk vollbracht, und Freund Lampe schien wirklich nach einer unerlaubten Sättigung an fremdem Gut

ein verdientes Diebesende gefunden zu haben. Mit Wohlgefallen betrachtete der Bauer das Werk seiner Hände und lächelte vergnügt über den klugen Einfall. Die Wirkung des errichteten warnenden Exempels schien ihm kaum mehr zweifelhaft und damit der Erfolg gesichert.

Noch betrachtete der Bauer zufrieden sein Werk, da klopfte ihm jemand auf die Schulter; es war Hans, der Jäger.

„Einen guten Fang gemacht, Haibbauer?“ fragte er; „Ihr fangt mir ja die schönsten Hasen weg.“

Erschrocken erzählte der Bauer, was es mit der Sache für eine Bewandnis hatte. Doch Hans schüttelte ungläubig lächelnd das Haupt.

„Ach, Haibbauer“, erwiderte er, „malt mir doch keinen blauen Dunst vor; Ihr habt einen billigen Braten gewünscht und einen Strick gelegt; Ihr versteht Euch auf das Handwerk, wie ich an dem Stricke sehe.“

„Um Gottes Willen, Hans!“ stieß der Bauer ängstlich hervor, „sagt doch das nicht; ich bin so unschuldig, wie Ihr selber. Das Wildern ist meine Sache nicht.“

„Das meine ich auch; drum wäre es besser, Ihr ließt's bleiben!“ Hans bückte sich, als wollte er sich vergewissern, wann etwa der Hase in die Schlinge geraten sein konnte. Er hatte zwar auf den ersten Blick gesehen, daß derselbe auf ganz natürliche Weise gestorben, und daß der Bauer kein Frevler war; aber er wollte denselben ängstigen, zur Strafe dafür, daß er ihn bei seinem Herrn verdächtigt hatte.

„Ihr werdet mich doch nicht wegen Wildbieberei anklagen wollen?“ fragte der Bauer kleinlaut, und seine Stimme zeugte von großer Unruhe und Besorgnis.

„Das werde ich thun, das ist meine Pflicht; ich werde Euch sofort ins Verhör führen. Befinnt Euch nicht lang und geht mit. Ich kann

mit Euch keine Ausnahme machen; ein Wildbieb ist nach meiner Ansicht so gut wie der andere!“

„Ich bin aber unschuldig!“ versicherte der Bauer und schickte sich zum Gehen an.

„Das wird sich herausstellen, wenn's wahr ist.“

Bei dem entschiedenen Tone, den Hans bei seinen Worten beibehielt, und der darauf hindeutete, daß es ihm ernst sei, sank dem Bauer das Herz vollends in die Hosen; er verlegte sich aufs Bitten.

„O, seid doch so gut“, flehte er inständig, „und bringt mich nicht in Ungemach; ich bin ja,

wie gesagt, unschuldig, wenn ich es auch nicht gleich beweisen kann.“

„Wenn Ihr in Ungemach kommt, so habt Ihr es Euch selbst zuzuschreiben; ein rechter Mann soll nie einen verbotenen Weg betreten und auch den Schein des Bösen meiden.“

Die Worte „rechter Mann“ riefen dem Bauer seine hohe moralische Stellung ins Gedächtnis, die er im Dorfe einnahm, und die jetzt äußerst gefährdet war. Welches Aussehen, welches Berede, welche Verachtung vonseiten der Freunde, welches Gespötte vonseiten der Feinde mußte die Folge sein, wenn er auf die Strafbank kam. Man würde ja mit Fingern auf ihn zeigen, und selbst wenn er im besten Fall noch straflos ausging,

so würde es doch böse Zungen geben, die sagten: „s ist doch was dran, aber den reichen Haibbauer läßt man laufen, weil er Geld hat zum Zahlen.“ O Schrecken!

„Ihr werdet mich also ins Zuchthaus bringen“, sprach er wieder mit fast weinerlicher Stimme zu Hans.

„Jenachdem!“ gab Hans zur Antwort, „geht jetzt nur mit!“

„Hört, Hans“, bat der Bauer, „Ihr habt ja nichts davon, wenn Ihr mich anklagt, als ein böses Gewissen . . .“



Würdet Ihr Euen Schwiegervater auch anzeigen?

Das mit
gehen, das
Es hat
es soll mit
Wint
werde
verfuch
eintragen
Noch ein
schätze der
groß; schon
die Sichel
Bewirru
ausfchreit
Wenn
erbornt
sich nicht
hans kom
„Aner
Wenn
festig
er in sein
sprachen
nicht wob
aus der
womblich
seinen Bo
doch nicht
mit seiner
vor Ange
hände mit
der Unge
schweren
zu vergl
Uebriqen
letztes
Stareldy
auch bar
nicht um
„Almäh
Nähe de
den Pan
gestraft
„So,
„Halt
der Ange
Ihr Gu
„Ich
„Wenn
„Dann
und laßt
warteten
das Glück
„Ich

„Das wüßte ich nicht, ich sage nur, was ich gesehen, das genügt.“

„So hört doch, bringt mich nicht in Ungemach, es soll mir auf etwas nicht ankommen.“

„Meint Ihr, ich habe kein Gewissen? Ich werde Euch jetzt dazu noch wegen Bestechungsversuchs anzeigen, was Euch eine weitere Strafe eintragen wird.“

„Noch eine weitere Strafe und unschuldig!“ seufzte der Bauer. Seine Verzweiflung war groß; schon winkten in verhängnisvoller Nähe die Siebel des Dorfes. Der Bauer geriet in Verwirrung, willenlos folgte er dem rasch vorausschreitenden, unerbittlichen Hans.

„Wenn Ihr mit mir kein Erbarmen habt, so erbarmt Euch doch meines Annerl und bereitet ihm nicht die Schande, daß sein Vater ins Zuchthaus kommt“, stammelte der Bauer.

„Annerl? Hm . . . ja; was geht das mich an.“

„Wenn es aber Euch etwas angehe?“

Hastig fuhr der Bauer an die Stirn, als hätte er in seiner Erregung ein unbedachtes Wort gesprochen. Aus dem Gedanken, der ihm, er wußte nicht woher, plötzlich aufgestiegen war, nämlich aus der Not eine Tugend zu machen und Hans womöglich gegen ein Verlöbniß mit Annerl von seinem Vorhaben der Anzeige abzubringen, konnte doch nichts werden. Der freundliche Thalhof mit seinem Reichtum stand dem Bauer deutlich vor Augen; aber alsbald trat daneben ein Gebäude mit kleinen, vergitterten Fenstern, wovor der Unglückliche zurückbebt. Er stand vor einem schweren Entschluß, entweder auf den Thalhof zu verzichten, oder ins Zuchthaus zu wandern. Uebrigens war es noch fraglich, ob ihm nicht letzteres doch noch blühte, imfall daß Hans seine Starrköpfigkeit unverändert beibehielt und sich auch durch eine in Aussicht gestellte Verlobung nicht umstimmen ließ.

Allmählich waren die beiden in unmittelbare Nähe des Dorfes gekommen und Hans glaubte, den Bauer für seine Handlungsweise genügend gestraft zu haben.

„So, Haibbauer“, begann er, „jetzt . . .“

„Haltet, Hans, laßt mich reden“, erwiderte der Angesprochene mit stoßendem Atem. „Würdet Ihr Euren Schwiegervater auch anzeigen?“

„Ich habe keinen Schwiegervater!“

„Wenn Ihr aber einen hättet?“

„Dann würde es sich zeigen!“ erwiderte Hans und lachte innerlich, denn er merkte, welcher unerwarteten Erfolg er erzielte, wie unverhofft ihm das Glück seine Rosen in den Schoß streute.

„Ich will Euer Schwiegervater sein, das

Annerl habt Ihr ja doch gern, aber Ihr müßt schweigen vor jedermann. Wollt Ihr schweigen? Sagt zu und gebt mir die Hand drauf!“

„Nun, ich will meinethwegen vorderhand reinen Mund halten“, antwortete Hans nach einigem abthätlichem Zögern, sein Herz pochte fast hörbar laut vor Freude; „werdet Ihr Euer Versprechen halten?“

„Ein Mann, ein Wort!“

Nach wenigen Augenblicken lagen sich Hans und Annerl in den Armen.

Am Hochzeitstage erzählte Hans dem Haibbauer, daß er von seiner Unschuld überzeugt war, daß er ihn nur zur Strafe wollte zappeln lassen, was für ihn selbst den glücklichen Erfolg hatte.

„Ja, der Hase . . .“ schloß er, von Heiterkeit unterbrochen.

„Ließ sich ins Bockshorn jagen!“ ergänzte der Haibbauer.

Und er hat es später nie zu bereuen gehabt, denn Hans war ein ebenso liebenswürdiger als tüchtiger Schwiegersohn. Der Thalhepp dagegen war damals schon ein „stiller Lump“, und als er plötzlich einmal tot aufgefunden wurde, da konnte mancher, der im Reichtum den hervorragendsten Vorzug findet, ein warnendes Exempel an ihm nehmen. Sein Gut kam unter den Hammer, und gar mancher Gläubiger ging leer aus. Auch der Haibbauer hatte einige Verluste; er tröstete sich aber und sagte zu sich selbst: „Wäre damals nicht jener Hase und der Hans gewesen, weiß Gott, was ich dann noch alles verloren hätte.“

Aus dem orthographischen Unterricht.

Verdammtes Schlingel, schreit der Lehrer, bei dir ist unnütz jede Müß' — du bist nur reif zum Sassenkehrer! Wer schreibt denn Milch mit einem ü?

Herr Lehrer, spricht darauf der Knabe,

Ist das schon wieder denn verkehrt?

Ich weiß, daß ich geschrieben habe,

Wie Sie es selber uns gelehrt:

Man schreibt mit ü die Wörter alle,

In deren Stammwort steht ein u,

Und das paßt doch in diesem Falle,

Denn Milch, die kommt ja von der Kuh!

Spekulativ. „Siehste, mein Sohn, das ist der Loreleyfelsen!“ — „Vater, laß mer da hinaufklettern zur Loreley!“ — „Nu, was willst du da oben, die Jungfrau is doch nicht mehr da.“ — „Weiß ich, Vater, aber vielleicht hat sie da oben liegen lassen ihren goldenen Kamm.“

Friedrich der Große im Verkehr mit seinem Hauspersonal.

Man sagt, daß Friedrich der Große neben seinen bedeutenden geistigen Vorzügen auch einzelne Absonderlichkeiten in seinem Charakter aufwies, wie dies wohl mehr oder weniger bei allen großen Männern der Fall ist. So konnte er wohl, wenn seine Dienerschaft sich Verstöße gegen die Hausordnung zu Schulden kommen ließ, zuweilen recht ungehalten sein, ganz im Gegensatz zu Kaiser Wilhelm I., welcher derartige kleine Störungen großmütig zu übersehen pflegte. Wer kennt z. B. nicht die Geschichte, als eines Morgens im Zimmer des Kaisers der Rauchfang einstürzte, gerade, als man den Kaffee servierte? Das Zimmer war in einem Nu mit Ruß angefüllt, der dem hohen Herrn in die Kaffeetasse fiel. Der Kaiser konnte, während die Dienerschaft in Verzweiflung durcheinander hastete, über den Vorfall scherzen. Er ließ sich eine andere Tasse bringen, und damit war die Sache erledigt.

Etwas weniger gnädig verhielt sich Friedrich der Große, als er im Jahre 1750 in Meissen sein Winterquartier bezog und man bei dieser Gelegenheit vergessen hatte, französischen Käse mitzunehmen, welchen der König abends mit gesotteneu Brezeln zu einem Glase Tiroler Wein zu essen pflegte. Dieser sogenannte „Fromage de la Poste de Meaux“ war ein feiner, weicher Käse oder vielmehr ein Milchrahm, der im Begriff stand, Käse zu werden. Man bezog ihn aus Meaux in weißen irdenen Töpfen. Indessen mußte er bald gegessen werden, weil er bei längerem Stehen an Zähigkeit zunahm und einen Teil seines feinen Geschmacks einbüßte. Wer des Königs Vorliebe für französische geistige Nahrung kannte, durfte sich nicht wundern, wenn er einen Teil dieser Vorliebe auch auf materielle Genüsse übertrug, die ihren Ursprung diesem Lande verdankten.

Der König hatte am Nachmittag in der Erledigung verschiedener Regierungsgeschäfte anhaltend gearbeitet, und darauf eine Stunde lang mit seinem Kammervirtuosen Quanz die Flöte geblasen. Er verspürte nun einen außergewöhnlichen Appetit und begab sich in das Zimmer, in welchem er sein Nachtessen einzunehmen gedachte. Der Tisch war auch gedeckt und mit allen möglichen Delikatessen versehen, allein der Monarch nahm sofort wahr, daß sein Lieblingsgericht fehlte.

„Bringe er mir sogleich Fromage de Meaux, Glasow“, befahl er, „er weiß doch, Glasow,

daß ich abends nichts anderes speise, als diesen Käse!“

„Majestät“, antwortete der Kammerdiener kleinlaut, „ich weiß das sehr wohl; allein ich muß Eure Majestät allerunterthänigst um Verzeihung bitten. Der Käse ist in Leipzig zurückgeblieben, da ich in der Eile vergaß, ihn mitzunehmen. Es ist jedoch bereits ein reitender Bote abgeschickt mit dem Auftrage, ihn zu holen.“

Friedrich zog die Stirn kraus und einen Augenblick schien es, als wolle er zornig auffahren. Er nahm eine ansehnliche Quantität Schnupftabak, und während er denselben in die Nase einführte, schrumpfte sein Ingrimme zur Ironie zusammen. „Sage er mir doch, Glasow“, hob er bissig an, „wie viel Esel habe ich eigentlich bei mir?“

Der Kammerdiener kannte den König, um zu wissen, welche Antwort dieser erwartete. Er erwiderte schnell gefaßt:

„Mit mir haben Eure Majestät fünf Esel bei sich, ohne mich sind es vier.“

„Na . . . dann hätte doch wohl einer von diesen Eseln so klug sein können, meinen Käse mitzunehmen. Passiert's noch einmal, dann jage ich die gesamte Eserei zum Teufel.“

Der königliche Zorn war durch die verständnisinnige Antwort Glasows glücklich abgelenkt, und so blieb die Sache für den letzteren ohne nachteilige weitere Folgen. —

Kleine Ungeschicklichkeiten seiner Bedienten konnten ihn schon zu Aeußerungen des Unwillens hinreißten. Nichts aber vermochte ihn mehr zu erbittern, als wenn einer von diesen „untergeordneten Sklaven-Naturen“ es wagte, ihm in die Rede zu fallen. So hielt er einmal mit einem Gärtner wegen einer neuen Anlage in der Umgebung des Schlosses Rücksprache. Der Gärtner, welchem die Ideen des großen Königs vortrefflich einleuchteten, erlaubte sich in seinem Eifer, ihn zu unterbrechen, sei es, um die königlichen Gedanken zu bekräftigen, oder auch, um etwas von seinen eigenen gärtnerischen Eingebungen hinzuzuthun. Da machte aber der König ein schrecklich ernsthaftes Gesicht, hob drohend den Krückstock und suchte mit demselben dem Vorwitzigen unter die Nase, wobei er ihm zurief: „Erst Ich, dann Ihr!“ —

Noch schlimmer erging es dem Ingenieur-Offizier von Aßeburg, welchen der König im siebenjährigen Kriege einst beauftragt hatte, die Wege zu untersuchen, um festzustellen, wie die Armeekolonnen am besten marschieren könnten. Aßeburg erfüllte seinen Auftrag aufs beste, stattete

vorschriftsmäßig Rapport ab und bezeichnete genau die Wege, welche die einzelnen Heeresabteilungen nehmen konnten. Friedrich ließ darauf in des Berichtstatters Gegenwart die Adjutanten eintreten und diktierte ihnen die Marschbefehle im Sinne der eben empfangenen Nachrichten. Hierbei passierte ihm der kleine Schnitzer, zwei beinahe gleichlautende Namen von Dörfern dergestalt zu verwechseln, daß er das für die erste Armeekolonnie als Durchgangsstation bestimmte Dorf in die Marschrichtung der zweiten Kolonne setzte und umgekehrt.

Der Ingenieur hielt es für angezeigt, den königlichen Irrtum zu berichtigen. Die Wichtigkeit der Sache mußte seiner Ansicht nach die Unterbrechung entschuldigen, und so begann er pflichtschuldigst:

„Ew. Majestät wollen allergnädigst verzeihen. Das ist nicht ganz richtig —“

Weiter aber kam der Sprecher nicht. Der König faßte ihn, ohne ein Wort zu sprechen, bei der Hand, führte ihn ebenso schweigsam zur Thüre hinaus und entließ ihn draußen im Vorzimmer mit den Worten:

„So ... hier warte Er, bis Ich ihn rufen werde.“

Darnach diktierte er ruhig die Marschbefehle zu Ende, und erst, als nichts mehr hinzuzufügen war, ließ er Affeburg hereinrufen und sagte gelassen:

„Nun sage Er, was Er auf dem Herzen hat.“

Der Offizier legte den Sachverhalt klar und die Befehle wurden in der unverfänglichsten Weise geändert, als sei es die unbedeutendste Sache von der Welt.

Affeburg hat eine fühlbare Lehre empfangen. Doch schadete der Vorfall ihm in keiner Weise. Der große König konnte wohl aufbrausen, aber er war nichts weniger als nachtragend, und der junge Lieutenant wurde in kurzer Zeit zum Hauptmann befördert.

Ueber das Alter der Vögel

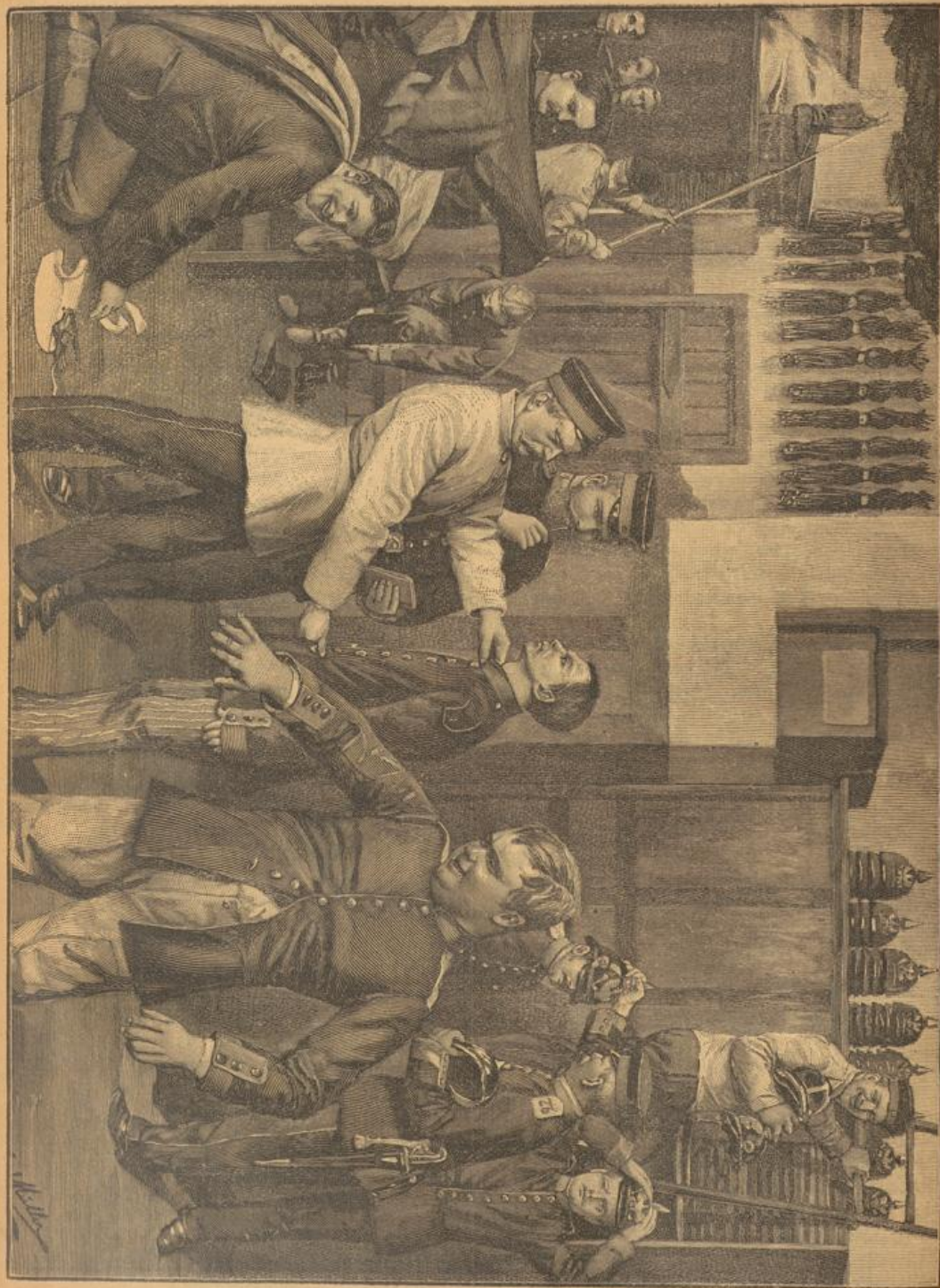
wird vielfach gestritten. Der das höchste Alter erreichende Vogel ist der Schwan. Es wird behauptet, daß er bis zu 300 Jahren leben könne. Knauer erzählt in seinem „Naturhistoriker“, daß er mehrere Falken gesehen habe, von denen einer 162 Jahre alt geworden war. Auch die Geier und Adler leben sehr lange. Im Jahre 1819 starb ein Seeadler, welcher im Jahre 1715, also 104 Jahre zuvor, gefangen wurde und selbstverständlich damals schon ein Alter von mehreren Jahren hatte. Ein weißköpfiger Geier, welchen man im Jahre 1706 fing, starb im Vogelhaus

des kaiserlichen Lustschlosses Schönbrunn bei Wien im Jahre 1824, das Tier hatte also allein in der Gefangenschaft 118 Jahre zugebracht. Papageien können von dem Augenblick an, in dem sie gefangen und gezähmt worden sind, noch über 100 Jahre leben. Die See- und Sumpfvögel haben eine Lebenslänge, welche die mehrerer menschlichen Generationen übertrifft. Auch die Raben leben, wie versichert wird, über 100 Jahre. Die Elstern dagegen erreichen, wenn sie in Gefangenschaft gehalten werden, ein Alter von nur 20 bis 25 Jahren, in der Freiheit aber ein viel höheres. Der Haushahn kann 15 bis 20 Jahre seinen Bedruf erschallen lassen. Die Tauben können bis zu 10 Jahren leben, die kleinen Singvögel 8 bis 18 Jahre ihre Lieder in die Luft schmettern. Verhältnismäßig kurz lebt die Nachtigall, die in der Gefangenschaft höchstens 10, und die Amsel, die höchstens 15 Jahre alt wird. Die bei uns gezüchteten Kanarienvögel können 12 bis 15 Jahre, die auf den kanarischen Inseln im Freien lebenden ein höheres Alter erreichen.

Sieben probate Erziehungsregeln.

Ein Handwerksmann, der viele und lauter gut geratene Kinder hatte, wurde gefragt, wie er es angefangen habe, so viele Kinder so wohl zu erziehen. Er antwortete: „Erfstlich habe ich meinen Kindern nie etwas befohlen, was ich nicht selbst that, und zum anderen habe ich besonderen Fleiß darauf verwendet, mein erstes Kind recht zu erziehen. 2) Halte auf Gehorsam. Denke nicht, du wollest den Kindern erst dann Gehorsam abfordern, wenn sie es verstehen. Gehorsam muß den Kindern zur Gewohnheit werden. 3) Erweise deinen Kindern Liebe, doch so, daß immer Furcht und Ehrerbietung in den Kindern bleiben. 4) Dulde keinen Widerspruch. 5) In Gegenwart der Kinder müssen die Eltern immer einer Meinung sein. Es darf das gezüchtigte Kind sich nie hinter den Vater oder die Mutter verstecken, um Schutz und Zuflucht gegen die Zucht zu finden. 6) Erziehe dein Kind zur Arbeit und Sorge für seine Gesundheit. 7) Und vor allem: Stelle dich mit deinen Kindern und mit deinem ganzen Hause unter Gottes Wort.“

Schwäbische Höflichkeit. „Herr Präsident, i bitt ums Wort!“ — „Der Herr Schlantele hats Wort!“ — „Drum hab i no vor ere Viertelstund mein Dos zum Schnupfe rumgange lasse und kann se jetzt nemme finde. I möcht daher no die Herre bitte, daß se nachsehe sollet, ob keiner mein Dos in sein Tasch gesteckt hat, in der Meinung, er steck se in de meinig!“



Am
In ein
das Reg
Garn
jüngsten
weisen
zur Entf
Pomer
zu Depe

Op
von m
angeh
noch
rückju
bisher
Um
die F
Land
Weg
Jep
Wann
den h
Erzzy
növe
nung
tigen
drude
alles
eing
geh
gello
zun
ohne
unter
Er
Woll
gewo
mußt
Kabi
haben
Leben
Wde
Wie
Bater
nach ju

Auf der Kompagniekammer.

An einem schönen September-Nachmittag war das Regiment aus dem Manöver wieder in seine Garnison eingerückt. Alles atmete auf, denn die jüngsten Tage waren besonders anstrengend gewesen. Am letzten Marschtage hatten nur die zur Entlassung gelangenden Mannschaften ihren Humor noch beibehalten, und so hörte man denn zu Duzendmalen die schönen Reservelieder:

Treu gebient hab ich drei Jahre
Ohne Furcht und ohne Scheu,
Bin zwar oft ins Loch gefahren,
's war ja weiter niz dabei.
Einen Anzug von der Kammer
Giebt man dem Reservemann,
Aber ach, es ist ein Jammer,
's ist kein gutes Stück daran.

Ohne Ermüdung wird das Lied immer wieder von neuem angestimmt, bis — in der Garnison angelangt — Tritt gefaßt wurde. Nun galt's, noch ein kleines Stück über heißes Pflaster zurückzulegen, und in kurzer Zeit beherbergte die bisher verödete Kaserne wieder ihre alten Freunde.

Am folgenden Tage wurde die Reserve in die Heimat entlassen und mancher Gruß dem „Landsfer“ an Eltern und Freunde mit auf den Weg gegeben.

Jetzt erst beginnt für die zurückbleibenden Mannschaften die Ruhepause, wie sie sich nach den heißen Manövertagen wohl ertragen läßt. Geerziert wird wenig, dagegen heißt es die Manövergarnituren und Bekleidungsstücke in Ordnung bringen — Arbeiten, die leicht zu bewältigen sind und bei denen sich noch kein Kommissbruder überanstrengt hat. Auf der Kammer wird alles in tabellose Ordnung gebracht, die Stiefel eingefettet und in Reih und Glied an die Decke gehängt, Helme werden sortiert, Tornister ausgeklopft, Uniformen und Drillhzeug kunstgerecht zusammengelegt. So geht's mehrere Wochen lang, ohne daß der Dienst durch eine größere Übung unterbrochen würde.

Erst das Einrückn der Rekruten bereitet diesem Idyll ein Ende. In langen Zügen sind sie eingezogen in den Kasernenhof, mit der Regimentsmusik an der Spitze; manchem wird wohl beim Anblick des steinernen Baues das Herz geklopft haben, weil er sich dachte, daß das gemütliche Leben, wie zu Hause bei Vater und Mutter, ein Ende hat.

Nicht lange bleibt aber unseren angehenden Vaterlandsverteidigern Zeit, solchen Gedanken nachzugrübeln. Rasch werden sie verlesen, den

Kompagnien zugeteilt, und was nun kommt, zeigt in lebensfrischer Weise unser Bild.

„Bill wieder nichts passen!“ So hört man die Unteroffiziere ausrufen bei der Einkleidung. Dem einen sind die Stiefel zu groß, dem andern zu klein; ebenso geht es beim Helmprobieren. Auch der Rock, der dem Einen anprobiert wird, will nicht sitzen, weil „der Kerl“ keine Brust und keinen Bauch zu haben scheint, da hilft auch das Kommando „Brust raus, Bauch rein“ nichts, weil alles glatt hinuntergeht, wie bei einem Besenstiel.

Das Gegenteil ist bei dem Dicken der Fall, dem ist kein Rock weit genug. Darum lacht er auch so vergnüglich und betrachtet die kurzen Ärmel mit Wohlgefallen. Seine Kameraden haben ihm schon bei der Assentierung gesagt: „Seifenfieder, Dich können sie nicht brauchen, Du bist zu dick.“ Es wäre ihm auch das liebste, wenn sie ihn gleich wieder springen ließen, damit er heim kann zu Muttern, wo es gut zu essen und zu trinken, und nicht viel zu schaffen giebt.

Da ist der am Boden knieende schon ein anderer Kerl; gerade gewachsen und richtig proportioniert, hatte er bald eine passende Montur gefunden. Lachend nimmt er Stehtragen, Vorhemdchen und Kravatte zusammen, um sich für ein paar Jahre von diesen für den Soldaten unnützen Dingen zu verabschieden. Er wird sich bei seinem heiteren Temperament bald in das Soldatenleben hineinfinden. Auch dem auf der rechten Seite, welcher den Helm probiert, wird es nicht schwer fallen, denn er steht schon ganz stramm da.

Trotz der Schwierigkeiten muß es mit dem Einkleiden rasch gehen, denn der Herr Hauptmann will schon andern Tags Appell über die neue Truppe halten.

Alle gestorben. Der Bürgermeister in Spazenhäusern wurde vom Oberamt aufgefordert, also bald ein Verzeichnis der ältesten Leute im Dorfe einzusenden. Hierauf verfaßte der Bürgermeister folgenden Bericht: „Dem hochwohlwöbllichen Oberamt zur Nachricht, daß die ältesten Leute hier alle gestorben sind. Dero unterthänigster Ortsvorstand. Fehrele.“

Abwarten. „Vater, da schauts her. Die Zigeunerin, die wir im Stadel hab'n übernachtet lassen, hat uns a Kind dalassen.“ — „Sitra, Satra! Jetzt müass'n wir den Fragen schon so lang b'halten, bis er reden lernt und uns sagen kann, wie seine Eltern hoassen und wo s' dahoam san.“

Eine Nacht in der Schreckenskammer.

Träumte ich? Nein, ich war wach und munter, fühlte deutlich den Schmerz, als ich mir auf die Lippe biß, in den Arm kniff, an den Haaren zog. Aber wie seltsam, wie entsetzlich war der Anblick, der sich mir in der schwachen Beleuchtung einer Mondnacht darbot! Gerade vor mir stand ein Gerüst mit einer Guillotine, darauf kniete, den Kopf auf dem Block, ein Mann und der Scharfrichter daneben, im Begriff, sein Werk zu thun. Rund um die Todesmaschine standen der Priester und Beamte im Kostüm des vergangenen Jahrhunderts, und über die ganze Scene ergoß der Mond sein bleiches Licht. Wo war ich doch? Einen Augenblick lang drohte mir, dem noch Schlaftrunkenen, der Schreck die Besinnung zu rauben, aber da kehrte mir plötzlich die Erinnerung an die leztvergangene Zeit zurück und ich wußte Bescheid. Im Wachsfigurenkabinet hatte ich mich vor dem Einschlafen befunden, in der Schreckenskammer, und da war ich erwacht, da war ich in diesem Augenblick.

Seit acht Tagen befand ich mich in der Hauptstadt, die ich zum Vergnügen aufgesucht hatte. Der lezte Tag war ein sehr anstrengender gewesen, meine Freunde hatten mich von Sehenswürdigkeit zu Sehenswürdigkeit geschleppt und am Abend noch in das Wachsfigurenkabinet. Der Kleinstädter, der schon am nächsten Tag fort mußte, sollte durchaus alles genießen, alles Merkwürdige in Augenschein nehmen. Nun ist nichts in der Welt so ermüdend wie eine Ausstellung, welcher Art sie auch sein mag, und nachdem ich so eine ganze Weile die Treppen auf- und abgestiegen war, die langen Säle und Gallerien durchwandert hatte, fühlte ich mich zum Tode erschöpft. Ich befand mich gerade, getrennt von meinen Begleitern, in der Schreckenskammer. In einer dunklen Ecke stand ein Holzblock, — wie ich nachher erfuhr, war es ein Hinrichtungsblock, — darauf setzte ich mich nieder, um auszuruhen. Gleich darauf muß ich fest eingeschlafen und von meinen Begleitern wie von den Leuten, die das Lokal für die Nacht zuschlossen, unbemerkt geblieben sein. Als ich erwachte, war es um mich her still wie in einem Grabe und das Mondlicht, das durch das große Fenster hereindrang und auf die Gesichter der weltberüchtigten Verbrecher fiel, daß sie wie grauenhafte Leichengesichter ausfahen, gab dem Ort etwas unbeschreiblich Unheimliches.

Ich stand von meinem Sitze auf und sah mich um. Ich bin weder abergläubisch, noch nerven-

schwach, aber ein seltsamer Schauer überlief mich. Vielleicht war es eine kühle Nacht, vielleicht hatte ich mich erkältet; ich mußte versuchen, irgendwie von hier fortzukommen. Aber jetzt versteckte sich der Mond hinter Wolken, und es war völlig dunkel um mich her. Ich streckte meine Hand aus, um mich vorwärts zu tasten und berührte etwas. Huh! Das Ding war kalt wie das Fleisch eines Toten! Ich hatte das Gesicht eines der Mörder angefaßt!

Welch ein Thor war ich doch! Das waren ja alles nur Wachsfiguren, natürlich nichts weiter! Ich versuchte über meine wunderliche Lage zu lachen, aber es gelang mir nicht, und ich fühlte mich nur um so unbehaaglicher. Am Ende lachten sie mich aus in der Finsternis? Narr, der ich war! Wie konnten Wachsfiguren lachen? Und doch, — wie, wenn die Geister dieser bösen Männer und Frauen um ihre Konterfeis spukten? Man sagt, daß lebende Verbrecher nicht umhin könnten, immer wieder nach dem Schauplatz ihrer Missethat zurückzulehren und — diese stummen Gestalten waren in dieselben Sachen gekleidet, in denen sie das Verbrechen begangen hatten, in Anzüge, in denen noch die Spuren der Bluttthat, die nie vertilgten, zu sehen waren!

Was war das? Ich hatte etwas erariffen, das sich wie kaltes Metall anfühlte. O Entsetzen! Ich fühlte, daß es eines der Messer war, mit welchen der Mord begangen worden war. Ich wußte und sagte es mir selbst, daß ich mich wie ein Blödsinniger benahm, aber das nützte nichts, ich konnte mir nicht helfen, — eine wahre Sehnsucht erfüllte mich, fort, wo anders zu sein, und ich meinte, ein Grabgewölbe wäre ein heiterer Aufenthalt im Vergleich zu diesem hier. Die Luft selbst schien nach Verbrechen zu riechen. Ich kroch vorwärts, bis ich zu einigen Stufen kam. Vielleicht ging es hier hinaus! Ich kroch die Stufen hinauf und erreichte in der Finsternis die obere Fläche.

Eine Hand! Ein Fuß! Eine knieende Gestalt! Gerechter Gott, ich war auf das Schaffot getreten, war das einzige lebende Wesen in dieser schrecklichen, stummen, verummten Gesellschaft, hier in der nächtlichen Dunkelheit! „Das ist zum Wahnsinnig werden!“ sagte ich zu mir selbst, als ich die Stufen wieder hinabkroch. Aber was sollte ich thun? Jrgendwie mußte ich hinaus, oder meine Nerven konnten es nicht aushalten. Bis zu dieser Stunde hatte ich nie geahnt, wie schwach der menschliche Verstand ist. Wenn mir jemand vor ganz kurzer Zeit gesagt hätte, daß ich so viel Thorheit in mir hätte, so würde

ich sehr empört gewesen sein. Freilich bin ich ein Mann von starker Einbildungskraft, und gerade diese ist in solcher Lage sehr vom Uebel.

Jedoch beschloß ich, mich nicht so ohne weiteres hinzugeben und tapfer zu sein. Ich ging in einer anderen Richtung vorwärts, bis ich vor einer hölzernen Wand oder einem Schirm stehen blieb. Eben trat der Mond für einen Augenblick hinter den Wolken hervor, und da sah ich, daß ein Gefängnis vor mir lag. Gerade vor meinem Blick zeigte sich eine Versammlung jener Männer und Frauen, die sich in der jüngsten Vergangenheit durch Verbrechen besonders hervorgethan hatten. Ich kannte zum großen Theil diese Gesichter aus Büchern und Abbildungen und unterschied die meisten, die die Zeitungen der letzten Monate mit ihren Greuelthaten erfüllt hatten. Und mit ihnen sollte ich die Nacht zubringen! Mit ihnen, denen das Verbrechen, die Verworfenheit im Gesicht geschrieben stand! Da war besonders ein Mann, der vermöge einer räthselhaften, unheimlichen Macht meinen Blick anzog, so daß ich mich nicht von seinem Gesicht abwenden konnte. Ich kannte ihn nicht, aber als es wieder dunkel wurde, sah ich ihn noch, ihn allein im Dunkel stehen mit dem verhaltenen grausamen und teuflischen Grinsen des Hohnes.

Ich verbarg mein Gesicht in den Händen, warf mich auf den Boden, bis das Hirngespinnst langsam entwand; aber obgleich ich den Mann nicht mehr sah, zitterte ich an allen Gliedern und wagte nicht, mich zu erheben, noch meine Augen zu öffnen, aus Furcht, ihn wieder zu erblicken. Plötzlich drang ein eigentümliches Knirschen und Krachen an mein Ohr. Was konnte das sein? Es schien aus einer Ecke des Zimmers zu kommen, in dem die Marterwerkzeuge ausgestellt waren. Die Daumenschrauben, Zungenkneipzangen, Brenneisen, Larven und Gürtel, der Rest, die eiserne Jungfrau, — alles das schien sich in meiner Einbildung zu bewegen und eins gegen das andere zu rasseln und zu klirren. Ich gedachte der unaussprechlichen Qualen, die durch diese teuflischen Erfindungen bereitet worden waren, und fühlte, daß dieser Ort mich töten oder wahnsinnig machen müßte. Hinaus mußte ich, hinaus, irgendwie meine Freiheit erlangen! Ich sprang auf und stürzte wie ein Toller in die Dunkelheit, indem ich, nur blindlings nach dem Ausgange strebend, alles auf meinem Wege niederriß. Eine Figur nach der andern stürzte, von mir im Laufen gestreift oder angestoßen. Da auf einmal fühlte ich mich von starken Armen umklammert. Ich begann einen verzwei-

felten Kampf auf Leben und Tod mit diesem schrecklichen unsichtbaren Etwas, das mich bei der Gurgel faßte und im Dunkeln würgte. Und wieder sah ich das furchtbare Gesicht, als trüge mein Widersacher die höhnisch verzerrten Züge des Verbrechers. Ich versuchte zu schreien, aber die Stimme versagte mir; dann schwanden mir allmählich die Kräfte zum Widerstand und endlich auch das Bewußtsein.

„Sie sind recht krank gewesen, lieber Freund, aber jetzt geht es Ihnen besser.“ Diese Worte waren die ersten, die ich nach wer weiß wie langer Zeit mit Bewußtsein vernahm. Ich sah mich um. Ich war in dem Gaststübchen, das meine Freunde mir eingeräumt, lag in meinem Bett und erkannte das Gesicht der Hausfrau, die eben zu mir gesprochen hatte. Ich bat sie dringend, mir vor allem andern zu erklären, was mit mir vorgegangen war, denn die Erinnerung an die Nacht in der Schreckenskammer und das letzte Ereignis, das mich bewußtlos gemacht, begann mir wiederzukehren. Sie erzählte mir nun, daß der vermeintliche gespensterhafte Angreifer der Nachtwächter gewesen sei. Als derselbe in dem Wachsfigurenkabinett, und namentlich in der Gegend der Schreckenskammer, Töne zu hören glaubte, war er hineingegangen, ich ihm aber im Dunkeln geradezu in die Arme gelaufen. In dem sich entspinrenden Kampfe war ich ohnmächtig geworden. Ein Gehirnfieber hatte mich ergriffen, und mehr als einmal war ich in der wochenlangen schweren Krankheit in Lebensgefahr gewesen.

Meine Adresse hatte sich in meiner Tasche gefunden, und so konnte ich, noch immer bewußtlos, zu meinem Freunde gebracht werden. Dieser hatte an dem Abend meiner Erkrankung mit den andern Begleitern angenommen, daß ich bereits das Wachsfigurenkabinett verlassen und allein den Heimweg angetreten hätte. Seine Angst war groß, als er mich zu Hause nicht antraf, und schon hatte er alle Vorkehrungen zu meiner Wiederauffindung getroffen. Das klirrende Geräusch, das ich gehört und das meine Phantasie verstärkt hatte, rührte einfach von den Schlüsseln des Nachtwächters her, der damit das Kabinett öffnete.

Ich erholte mich nur langsam von den Folgen der Krankheit. Jetzt sind dieselben längst überwunden, aber eines ist mir doch von dem Abenteuer zurückgeblieben: eine klare Selbsterkenntnis in gewisser Hinsicht. Wenn ich früher manchmal mit meiner kühlen Vernunft, meiner Ruhe

und Sicherheit, meinen starken, unerfütterlichen Nerven prahlte, — jetzt hüte ich mich wohlweislich davor; und wenn andere in meiner Gegenwart sich rühmen, in allen Lebenslagen furchtlos und besonnen zu bleiben, so denke ich mir das Meinige dabei. Ich weiß nur zu gut, daß unter Umständen eine Anzahl von Puppen und andere leblose Gegenstände die Vernunft eines geistig und körperlich gesunden, erwachsenen Menschen aus dem Gleichgewicht bringen kann, und daß Dunkelheit, Einsamkeit und fremdartige Umgebung im Verein mit einer etwas lebhaften Phantasie in unserem Innern Zustände hervorbringen können, von denen man sich in gewöhnlicher Zeit und an gewöhnlichen Orten nichts träumen läßt.

Der verhexte Backofen.

Erzählt von einem Nazi.

Wie es verschiedene Michel auf der Welt giebt, z. B. vor allen den deutschen Michel mit seiner Zippelkappe, den Jörgmichel und den Wurstmichel, so giebt es auch verschiedene Nazi, z. B. der Hansnazi, der Schorschnazi und der Dohlnazi. Die beiden letzteren, der Wurstmichel und der Dohlnazi, sind Nachbarn. Beide erfreuen sich in ihrer nächsten Nähe eines Wassers, das man Strom nennen könnte, wenn es so groß wäre, wie die Donau bei Wien, es ist aber so klein, wie die Alb bei Karlsruhe, aber Wasser ist halt doch drin. D'Mariann war ein braves, schaffiges Weib, und ihr Ehegespons war der Dohlnazi. Nur einen Fehler hatte die Mariann, sie sah sehr schlecht, so daß es ihr einmal passierte, daß sie beim Straßengehen vor dem Haus beinahe einige junge Gänschen, die beisammen saßen, zertreten hätte, weil sie dieselben für ein Büschel Gras angesehen hatte.

In ihrer Küche hatte die Mariann einen Backofen, d. h. ein Backofenloch, der Backofen war nämlich vor das Haus hinaus gebaut, also war innen nichts zu sehen, als das Loch. Gleich nebenan ging ein Loch von gleicher Form und Größe in den Hof, woselbst ein Baum stand, der mit seinen Zweigen bis an das Fensterloch reichte. Von diesem Fensterloch hat ihr der Nachbar Wurstmichel manchen Kugelhupf, den sie zum Erkalten hinausgestellt hat, mit einer Stange heruntergeholt.

Damit nun bei Tag keine Zeit verloren ging, hatte d'Mariann einmal wieder abends das Backen eingerichtet, und als alles fertig war zum Einschließen, schießt sie die sechs Laibe Brot in das dunkle Loch, macht die Klappe zu und geht in

die Stube, bis die Zeit zum Herausholen kommt. Als die Zeit um war, so daß das Brot gebacken sein mußte, fuchtelte d'Mariann mit dem Schiefer im Backofen herum, findet aber zu ihrem großen Schrecken kein einziges Brot mehr darin. Das Hineinleuchten nützte nichts, weil sie doch nicht gut sah. Ihr Nazi, der jene Nacht Wachdienst bei der Stadt versah, war abwesend, so mußte sich d'Mariann eben gedulden bis am andern Morgen. Welch schauerliche Gedanken gingen ihr, da sie so ganz allein zu Hause war, durch den Kopf. „Hexerei!“ Huh, das schreckliche Wort. Als am andern Morgen der Nazi heimkam, erzählte ihm d'Mariann die Spukgeschichte. Anstatt sich aufs rechte Ohr legen zu können, wie er es gewöhnlich that, mußte er nun helfen, und die Suche ging von neuem los. Aber alles Suchen half nichts. Der Backofen war innen ganz gut, aber leer, es mußte also etwas anderes im Spiele sein. Mißmutig, die Zippelmütze auf dem linken Ohr, schaute der Nazi enblich einmal zum Fensterloch hinaus, um sich diese Spukgeschichte recht genau zu überlegen. Da, was sieht er? Auf den Zweigen des Baumes hängt eine Masse, die dem verschwundenen Brotteig verteuftelt ähnlich sieht. Er steigt hinab in den Hof, richtig, da liegt der Teig, ein Teil davon hängt noch auf den Zweigen, aber gebacken ist nichts. Jetzt geht ihm ein Licht auf, wie eine Rakete. D'Mariann hatte in ihrer Kurzsichtigkeit den Teig anstatt in den Ofen, durch das Fensterloch hinaus in den Hof eingeschossen. So klärte sich dann die Hexerei auf.

Geographisches Silbenrätsel.

-sar-ze-land-non-bus-i-land-be-spit-ba-pin-li-grön-el-zug-is-

Aus vorstehenden Silben sind Wörter zu bilden, welche bedeuten:

1. Einen Berg in Südbayern.
2. Ein Gebirge auf der Balkanhalbinsel.
3. Ein Land im nördlichen Eismeer.
4. Ein Gebirge in Vorderasien.
5. Einen Strom Deutschlands.
6. Einen Nebenfluß der Donau.
7. Eine Insel westlich von Europa.

Richtig untereinander gestellt, ergeben die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, den Namen einer sächsischen Stadt, und die End-Buchstaben, von unten nach oben gelesen, ebenfalls den Namen einer großen Stadt im Königreich Sachsen.

Auflösung:

Rugspitze	Libanon
Pinus	Elbe
Grönland	Island
Libanon	Pinus
Elbe	Rugspitze
Isar	Isar
Island	Grönland

= Leipzig. = Dresden.